

Sonderkorrespondent Wermuth: Der SP-Politiker begleitet den Wahlkampf

Nummer 33 – 13. August 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

Volksvertreter gegen das Volk

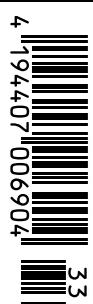
Berns selbstherrliche Elite.
Von Philipp Gut und Hubert Mooser

Die fabelhafte Martina Hingis

Auf der ganzen Welt gefeiert, in der Schweiz vergessen. Von Urs Gehriger

Raus wegen Asylbewerbern

Ein Muotathaler Mieter muss nach 60 Jahren Eritreern weichen.
Von Alex Reichmuth



Faszinierendes Burma

mit RV Paukan 1947    und dem Suitenschiff RV Thurgau Exotic 1   



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 1000.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Reise 1 Mandalay–Bagan–Rangun
mit RV Paukan 1947****
17 Tage ab Fr. 4990.-
(Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, Hauptdeck)

Reise 2 Rangun–Inle See–Mandalay
mit RV Thurgau Exotic 1****
16 Tage ab Fr. 5290.-
(Rabatt Fr. 300.- abgezogen, Hauptdeck)

- Traumhafte Natur, einzigartige Kultur
- Schiffe im einmaligen Kolonialstil
- Bagan – archäologische Kultstätte
- Inle See mit schwimmenden Gärten

Abreisedaten 2015/2016 Es het solangs het Rabatt

Mandalay–Rangun	Rangun–Mandalay
31.10.15 1000	23.01.16 1000
09.01.16 1000	

- 1. Tag Schweiz–Mandalay** Flug via Bangkok.
- 2. Tag Mandalay** Einschiffung, Begrüssungs-Cocktail.
- 3. Tag Mandalay–Amarapura** Stadtrundfahrt 1. Teil. Busausflug Amarapura. Sonnenuntergang U Bein Brücke.
- 4. Tag Mandalay–Mingun** 2. Teil der Stadtrundfahrt. Mit-tags «Leinen los!». Besichtigung Mingun Tempel.
- 5. Tag Ava–Sagaing** Rundfahrt in Ava. Sagainghügel.
- 6. Tag Yandabo** Rundgang durch das Töpfer-Dorf.
- 7. Tag Bagan** Besichtigung der wichtigsten Tempel/Pagoden. Abends Puppentheater an Bord.
- 8. Tag Tan Gyi Taung–Sale** Tan-Gyi-Taung Berg. Elefan-tenantz einer Theatergruppe. Spaziergang durch Sale.
- 9. Tag Sale–Magwe** Schifffahrt. Myat Thalon Pagode.
- 10. Tag Magwe–Minhla** Rundfahrt. Festung von Minhla.
- 11. Tag Thayet Myo** Pferdekutschenfahrt. Schifffahrt.
- 12. Tag Pyay–Shwe Daung** Stadtrundfahrt Pyay. Busfahrt nach Shwe Daung. Passage der Klippen von A Kauk Taung.
- 13. Tag Myan Aung** Rundgang zum Zentrum mit Markt.
- 14. Tag Danupyu** Mönchskloster, Zigarren-Manufaktur.
- 15. Tag Irrawaddy Delta–Rangun** Irrawaddy Delta, Twa-nte Kanal. Stadtrundfahrt. Abschieds-Cocktail an Bord.
- 16. Tag Rangun–Bangkok** Ausschiffung, Besichtigungen inkl. Mittagessen. Rückflug via Bangkok.
- 17. Tag Zürich** Morgens Ankunft, ind. Heimreise.

Rangun–Bagan–Mandalay
Gleiches Programm in umgekehrter Reihenfolge.

RV Paukan 1947****



Abreisedaten 2015/2016 Es het solangs het Rabatt

Rangun–Inle See–Mandalay	Rangun–Mandalay–Inle See
01.01.16 300	27.12.15 300
15.01.16 300	10.01.16 300
29.01.16 300	24.01.16 300

- 1. Tag Schweiz–Rangun** Flug ab Zürich via Bangkok.
- 2. Tag Rangun** Stadtrundfahrt, Hotelübernachtung.
- 3. Tag Rangun–Inle See** Flug nach Heho. Bootsfahrt vor-bei an schwimmenden Gärten. Hotelübernachtung.
- 4. Tag Inle See** Bootsrundfahrt, Besichtigungen verschiede-ner Handwerksbetriebe, Hotelübernachtung.
- 5. Tag Heho–Bagan** Freizeit. Flug nach Bagan.
- 6. Tag Bagan** Besichtigungen, am Mittag Einschiffung.
- 7. Tag Bagan** «Leinen los!». Rundgang durch Sale.
- 8. Tag Shwe Pyi Thar** Dorfspaziergang. Schifffahrt.
- 9. Tag Myinmu** Dorfspaziergang mit Markt. Schifffahrt.
- 10. Tag Sagaing–Amarapura** Busausflug Sagainghügel. Ausflug Amarapura. Sonnenuntergang U Bein Brücke.
- 11. Tag Ava–Mingun** Mit Pferdekutschen nach Ava. Besich-tigung Mingun Tempel. Tanzaufführung an Bord.
- 12. Tag Mandalay** Stadtrundfahrt mit Besichtigungen ver-schiedener Handwerksbetriebe. Abschiedscocktail an Bord.
- 13. Tag Mandalay–Pyin OO Lwin** Ausschiffung. Shan-Hochebene. Stadtrundfahrt, Hotelübernachtung.
- 14. Tag Pyin OO Lwin–Mandalay–Rangun** Ausflug zum Pwe Kauk Wasserfall, Besichtigung einer Kaffeeplantage. Flug nach Rangun, Hotelübernachtung.
- 15. Tag Rangun** Rückflug via Bangkok am Abend.
- 16. Tag Bangkok–Zürich** Ankunft. Ind. Heimreise.

Rangun–Mandalay–Bagan–Inle See
Schiffsreise in umgekehrter Reihenfolge, am Ende Inle See.

RV Thurgau Exotic 1****



RV Paukan 1947** (ex RV Pandaw 1947)**

Im Kolonialstil gebautes Holzschiff, 2003/04 mit neuester Technik ausgerüstet und vollständig renoviert. 16 Kabinen für 32 Gäste. Einzigartige elegante Atmosphäre durch landestypisches Interieur. Die 14 m² grossen Kabinen verfügen über indi-viduell regulierbare Klimaanlage, DU/WC. Auf dem Ober-deck befinden sich das elegante Restaurant und der gemütliche Salon. **Nichtraucher Schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

RV Thurgau Exotic 1****

Im Kolonialstil in Burma gebautes Holzschiff für max. 21 Gäs-te. Elegant Einrichtung und familiäre Atmosphäre. Grosszügi-ge Suiten mit Klimaanlage, DU/WC, Föhn, Safe, die erstrec-ken sich über die gesamte Breite des Schiffes erstrecken. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine kleine Salonbar befindet sich auf dem überdachten Sonnendeck. **Nichtraucher Schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)	1	2
Einzelkabine Hauptdeck	–	5990
Suite Hauptdeck	–	5590
2-Bettkabine Hauptdeck	5990	–
2-Bettkabine Oberdeck	6290	–
Suite Oberdeck Mitte	–	5790
Suite Oberdeck vorn	–	5990
Front-Suite Oberdeck, Privatbalkon	–	6290
Zuschlag zur Alleinbenutzung	790	–
Zuschlag Business Class	auf Anfrage	

Ink. Kreuzfahrt mit Vollpension, Flüge mit Thai Airways, alle Ausflüge/Stadtrundfahrten, Reise 2: Inlandflüge, Hotelüber-nachtungen. Weitere Details www.thurgautravel.ch

Suite Thurgau Exotic 1



Online navigieren
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie I. Hasler oder J. Büsser
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel 

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Intern

Martina Hingis, 34, die erfolgreichste Schweizer Sportlerin aller Zeiten, steht mitten in ihrem dritten Karrierefrühling. In Wimbledon



Tennismwunder aus Trübbach: Martina Hingis.

holte sie das doppelte Doppel. Bollywood vergöttert sie. Selbst First Lady Michelle Obama feuert sie an. Redaktor Urs Gehrigger hat Hingis auf der World-Team-Tennis-Tour in den USA besucht, wo sie mit den Washington Kastles zum fünften Mal in Serie den Titel holte. Hübscher denn je, humorvoll und in vollem Spielrausch ist sie ihm erschienen. Was macht Hingis' Zauber aus? Und weshalb verweigert die Schweiz dem Tennismwunder aus Trübbach noch immer das Herz? Spitzen der Tenniselite kommen in Gehriggers Hingis-Porträt zu Wort. «Das Mädchen rackert sich den Arsch ab», sagt Anna «Sexbomb» Kurnikowa. «Taktisch einsame Spitze», lobt der Serena-Williams-Coach. Und Kaiserin Navratilova ist überzeugt: «Martina steht eine lange, fruchtbare Zukunft bevor.» Seite 42

Bereits in zwei Monaten wählt das Schweizer Volk ein neues Parlament. Parteien und Kandidaten zeigen sich im Sonntagskleid und preisen sich bei den Wählern als volksverbunden an. Man präsentiert sich möglichst bürgerfreundlich. Doch der schöne Schein trägt. Häufig politisieren die sogenannten Volksvertreter am Volk vorbei, ja sogar gegen das

Volk, wie Hubert Mooser und Philipp Gut in unserer Titelgeschichte schreiben. Die Beispiele, bei denen Volksvertreter eher als Volksverdreher handeln, sind zahlreich und werden ohne Anspruch auf Vollständigkeit geschildert. Besonders gross – das haben Untersuchungen des Politgeografen Michael Hermann gezeigt – ist der Graben zwischen den Stimmbürgern und dem Parlament in der Ausländer- und der Europapolitik. So lässt sich der anhaltende Widerstand erklären, den Bundesbern der Umsetzung einschlägiger und vom Volk beschlossener Initiativen entgegenbringt. Seite 14

In einem zweiten Teil des Dossiers zum Auftakt unserer intensiven Wahlberichterstattung wagt Bundeshausredaktor Markus Schär eine Prognose. Wer wird am 18. Oktober zu den Gewinnern zählen? Lesen Sie Schärs Berechnungen auf Seite 18

Schliesslich freuen wir uns, die Verpflichtung eines pointierten Sonderkorrespondenten bekanntgeben zu dürfen: SP-Nationalrat Cédric Wermuth wird für die *Weltwoche* den Wahlkampf begleiten und mit der einen oder anderen Überraschung aufwarten. In dieser Ausgabe

schreibt der studierte Politologe über die Chancen der «neuen Mitte», ihre Sitzgewinne von 2011 zu verteidigen. Seite 17

Ihre Weltwoche

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

● **Gotthardsanierungstunnel**
Keine Basteleien – einzig eine zweite Röhre ist sinnvoll

● **KMU aktuell**
KMU-Nationalratskandidaten

Mehr Unternehmer ins Parlament – zwei Kandidaten aus der KMU-Wirtschaft stellen sich vor.
Mittwoch, 19. August, 21 Uhr auf



www.gewerbezeitung.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigger, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huissingeling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Fabian Gimmi (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

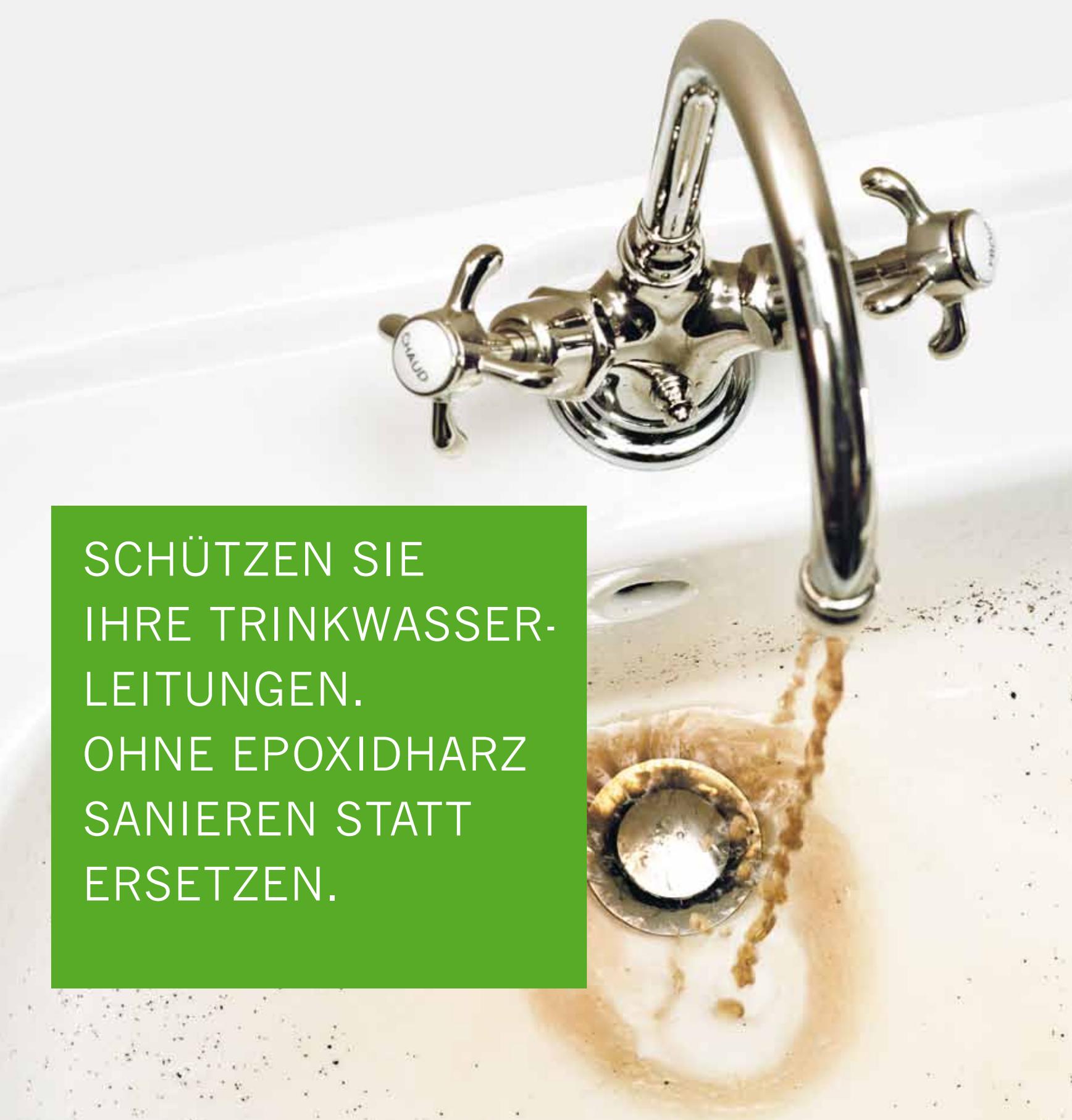
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Aextra
Tarife und Buchungen: info@aextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





SCHÜTZEN SIE
IHRE TRINKWASSER-
LEITUNGEN.
OHNE EPOXIDHARZ
SANIEREN STATT
ERSETZEN.

Sind Ihre Wasserleitungen älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass Ihre Rohre rostig sind oder der Wasserdruck nachlässt. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Unser ANROSAN macht Ihre Trinkwasserleitungen von innen wieder wie neu. Anorganisch und ohne den Einsatz von Epoxidharz.

Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:
www.naef-group.com/trinkwasser oder **kostenlos** unter **0800 48 00 48**.

 **Naef**
ANROSAN

«Asylchaos»

Das «angebliche Asylchaos» (NZZ) ist leider sehr real. Wann merkt es der Bundesrat?

Von Roger Köppel

Italienische Politiker in Süditalien und Sizilien klagen seit Monaten über mangelnde Unterstützung. In Ungarn bauen sie Mauern gegen die illegale Massenmigration. An Europas Südostgrenze verdoppelt sich per Juli die Zahl der illegalen Übertritte. Die Österreicher behandeln keine neuen Asylgesuche mehr, und Grossbritanniens bürgerlicher Aussenminister Philip Hammond, kein Mitglied der Zürcher SVP, erachtet es als «oberste Priorität», die «marodierenden Migranten» in ihre «Herkunftsländer» zurückzuschicken, andernfalls drohe in Europa ein «nicht verkraftbarer Wohlstandsverlust».

Während immerhin einige europäische Politiker den bitteren Realitäten ins Auge blicken, besänftigt uns die FDP-nahe *Neue Zürcher Zeitung* mit der Durchsage, es handle sich bei den aktuellen Asylproblemen lediglich um ein «angebliches Asylchaos». Wie schön. Unsere Justizministerin, Simonetta Sommaruga, kontert das längst akute Unbehagen mit schulmeisterlichen Belehrungen an die Adresse besorgter Regierungsräte, die sich weigern wollen, eritreische Wehrdienstverweigerer direkt im Schweizer Sozialstaat aufzunehmen. Wie beruhigend.

Wenn Bundesräte aus Unwissen falsch reden und handeln, ist es bedauerlich. Wenn sie wider besseres Wissen reden und handeln, ist es verwerflich.

Es hapert schon bei den Begriffen. Europa wird derzeit nicht von Flüchtlingen, sondern von afrikanischen Arbeits- und Sozialmigranten überschwemmt, die aus Ermangelung einer Arbeitsbewilligung den erfolgversprechenderen Asylweg wählen. Der grossräumige Missbrauch des Asylrechts findet vor allem deshalb statt, weil ihn die Behörden tolerieren beziehungsweise nicht ähnlich entschieden bekämpfen wie den Missbrauch von Steuergesetzen oder Geschwindigkeitsüberschreitungen im Strassenverkehr. Die Klage über das Schlepperwesen ist wohlfeil. Natürlich sind die Menschenbeförderer Verbrecher, aber ihr Verbrechen ist nur das Resultat der europäischen Schwächen. Würde die EU konsequent gegen die illegale Migration vorgehen, wären die Schlepper arbeitslos.

Die EU ist weder Bundesstaat noch Staatenbund. Das ist der tiefere Grund der Migrationsmisere. Die Grenzsicherung ist eine zentrale hoheitliche Aufgabe, notfalls unter Aufbietung der Streitkräfte. Die EU hat die Binnengrenzen aufgehoben, ohne ihre Aussengrenzen gegen illegale Übertritte wirksam zu verteidigen. Das



«Der tiefere Grund der Migrationsmisere.»

Dubliner Flüchtlingsabkommen wurde von Italien, Griechenland und Ungarn bereits eigenmächtig ausser Kraft gesetzt, der Schengen-Vertrag macht es möglich, dass die EU den Migrationswilligen offene Durchgangskorridore in den Norden bietet. Das Flüchtlingsproblem ist ein Symptom jener institutionellen Konstruktionsfehler, die der EU auch im Währungsbereich zu schaffen machen.

Die Schweiz ist vom europäischen Asylchaos, das leider kein «angebliches», sondern ein sehr reales ist, direkt betroffen. Dublin funktioniert nicht. Statt wie versprochen weniger hat die Schweiz immer mehr Asylgesuche, obschon sie



von sicheren Drittstaaten umgeben ist. Die Schweiz hat gegen 50 000 Personen in laufenden Verfahren, Tendenz stark steigend, davon sind 30 000 «vorläufig Aufgenommene», also Leute, deren Gesuch abgewiesen wurde, die aber trotzdem bleiben können. Mehr als die Hälfte sind bereits länger als fünf Jahre in der Schweiz.

«Angebliches Asylchaos»? Schön wär's.

Die ersten Kantone protestieren, die Bundespräsidentin arbeitet mit irreführenden Angaben, und die Bleibequote aller Asylsuchenden, ob berechtigt oder nicht, steigt und steigt. 2013 konnten noch 30 Prozent aller Asylsuchenden damit rechnen, in der Schweiz zu bleiben. 2014 waren es bereits 58 Prozent. Inzwischen sind es gegen 70 Prozent.

Bundespräsidentin Sommaruga beklagt im Fernsehen das Schicksal vom Bürgerkrieg gepeinigter Syrer. Tatsache ist, dass die Syrer in der Schweiz nur an dritter Stelle der zahlenstärksten Asylantengruppen liegen. Noch immer strömen in Rekordzahl den Wehrdienst verweigernde Eritreer herbei und können bleiben, obschon Wehrdienstverweigerung gemäss Asylgesetz längst kein Asylgrund mehr ist. Ebenfalls vor den Syrern liegen «Flüchtlinge» aus Sri Lanka, einem unter Schweizern höchst beliebten Ferienziel.

Die meisten Bundesräte, Zeitungen und Parteien wiegeln ab und verharmlosen. Sie finden es nicht so schlimm, wenn illegale Migranten in die Schweiz kommen. Sie sind nicht bereit, das eigene Asylrecht ernst zu nehmen. Es scheppert bei den Begriffen, auch hier. Sie reden von «Flüchtlingen», obschon wir es grossmehrerlich mit illegalen Wirtschaftsmigranten zu tun haben. Sie sprechen von Bürgerkriegsopfern, wo doch in der Schweiz vor allem Eritreer und Sri Lanker wirtschaftlichen Aufstieg und billigen Zugang zu den Sozialsystemen suchen.

Wer das Asylrecht bewahren will, muss dessen Missbrauch bekämpfen. Die Behörden unternehmen das Gegenteil. Sie arbeiten daran, noch mehr Asylunterkünfte bereitzustellen und noch mehr Kantone und Gemeinden mit obrigkeitlich verfügten «Flüchtlings»-Zuweisungen zu zermürben. Dass aus den ersten Kantonen Widerspruch und Protest kommen, ist nicht, wie Finanzministerin Widmer-Schlumpf aus den Sommerferien herrisch mäkelte, Wahlkampfgetöse. Es sind Alarmsignale aus der Wirklichkeit.

Wir sollten aufhören, die Situation mit naiven und weltfremden Augen zu betrachten. Das Wohlstandsgefälle zwischen Afrika und Europa ist enorm. Millionen von jungen Afrikanern werden die Chancen vereinfachter Mobilität nutzen, wenn man sie nicht hindert. Die Leute kommen, weil sie ein besseres Leben suchen. Dafür sind sie bereit, hohe Summen zu bezahlen und mitunter sogar ihr Leben zu riskieren. Dieses Risiko gehen sie aber nur deshalb ein, weil wir ihnen Hoffnungen machen, weil wir den Missbrauch des Asyls zulassen. Ein Rechtsstaat, der seinen Missbrauch hinnimmt, gibt sich auf.



In Sachen Sex: Maggie Tapert. Seite 38



Selbstbehauptung: Gotthardfestung. Seite 40



Vorbild? Singapur. Seite 50



Eritreer rein, Mieter raus: Muotathal, SZ. Seite 36

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Willkommenskultur
- 9 Im Auge Charles Li, Börsenexperte
- 10 Wirtschaftspolitik Neinsagen ist wichtiger als Jasagen
- 11 Entwicklungshilfe Schande
- 11 Religion Unter Fundis
- 12 Personenkontrolle Müller, Leuthard, Guldemann etc.
- 13 Nachrufe Robert Conquest, Peter Löffler

14 Dossier: Wahlen

- 14 Parlament Der lästige Souverän
- 17 Kampf um die politische Mitte Von Cédric Wermuth
- 18 Prognose Zitterpartie
- 21 Bundesrat Jede Woche ein Waldsterben

- 22 Die Deutschen Arbeitsteilung
- 22 Wirtschaft Schwarzer Peter
- 23 Ausland Showtime!
- 24 Mörgeli Von Mitleid und Hochmut
- 24 Bodenmann Spuhler for President
- 25 Medien Historische Erblast
- 25 Schlag Brückenbauerin
- 26 Grundbegriffe des Lebens Friedfertigkeit
- 28 Leserbriefe

Hintergrund

30 Vertrauensgeschäfte ohne Vertrauen

Wie steht es um das Image der Schweizer Banken?

33 Wirtschaft Soziale Einkommensschere

34 Im Zweifel einfach ignorieren

Die Willkür der Schweizer Justiz

36 Raus wegen Asylbewerbern

In Muotathal muss ein Mieter Eritreern weichen

37 Heks Mit Bundesgeldern gegen Israel

38 Heimlich-heisse Schweizer

Blümchensex und Missionarsstellung? Von wegen

40 In den Eingeweiden des Réduits

Ausstellung im Gotthard

42 Champion des Lebens

Martina Hingis siegt und siegt

47 Thilo Sarrazin Brief aus Berlin

48 Stiller Weltverbesserer

Zellenforscher Michael Hall

50 Vergesst Singapur

Der Stadtstaat wird fünfzig



«Höhere Fügung»: Fotograf Teller.

Interview

52 «Saufen ist Arbeit. Saufen ist ein Beruf»

Der Fotograf Juergen Teller gehört mit seiner exzessiven Bildsprache zu den Stars der Modeindustrie.

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Sonntagsmänner

58 Bestseller

58 Der neue Chauvinist

US-Autorin Adelle Waldman hat einen gefeierten Debütroman geschrieben

59 Jazz Kenny Werner

60 Top 10

60 Kino Der Mafia-Film «Anime nere»

61 Fernseh-Kritik Jassen mit Doris

62 Namen Begehrter Schweizer Mann

63 Hochzeit Zittern und bangen

63 Thiel Mondkälber

64 Wein Wucht vom roten Schiefer

64 Zu Tisch Das Beste aus Japan

65 Auto Suzuki Vitara

66 MvH trifft Peter Fanconi

Autoren in dieser Ausgabe

Linus Reichlin



Der in Berlin wohnhafte Schweizer Schriftsteller widmet sich in dieser Ausgabe der «Friedfertigkeit». Er führt damit eine lose Serie der *Weltwoche* über Grundbegriffe des Lebens fort. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Seite 26

Henrique Schneider



Der weitgereiste Ökonom arbeitet für den Schweizerischen Gewerbeverband, bei dem er als Geheimwaffe für eine liberale Wirtschaftspolitik gilt. Bei seinen regelmässigen Besuchen in Singapur merkt er: Hier stimmt etwas nicht. Seite 50



Fünftes Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen

War or Peace – What future for Europe: A new arms race or detente 2.0.

Referat: Vladimir Kozin,
Russian Institute for Strategic Studies

Leitung: Wolfgang Koydl

Redaktor Weltwoche, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich

24. August 2015, 18 Uhr

Fr. 95.– / Gönner: Eintritt frei

Sprache: Englisch

Anschliessend Apéro:

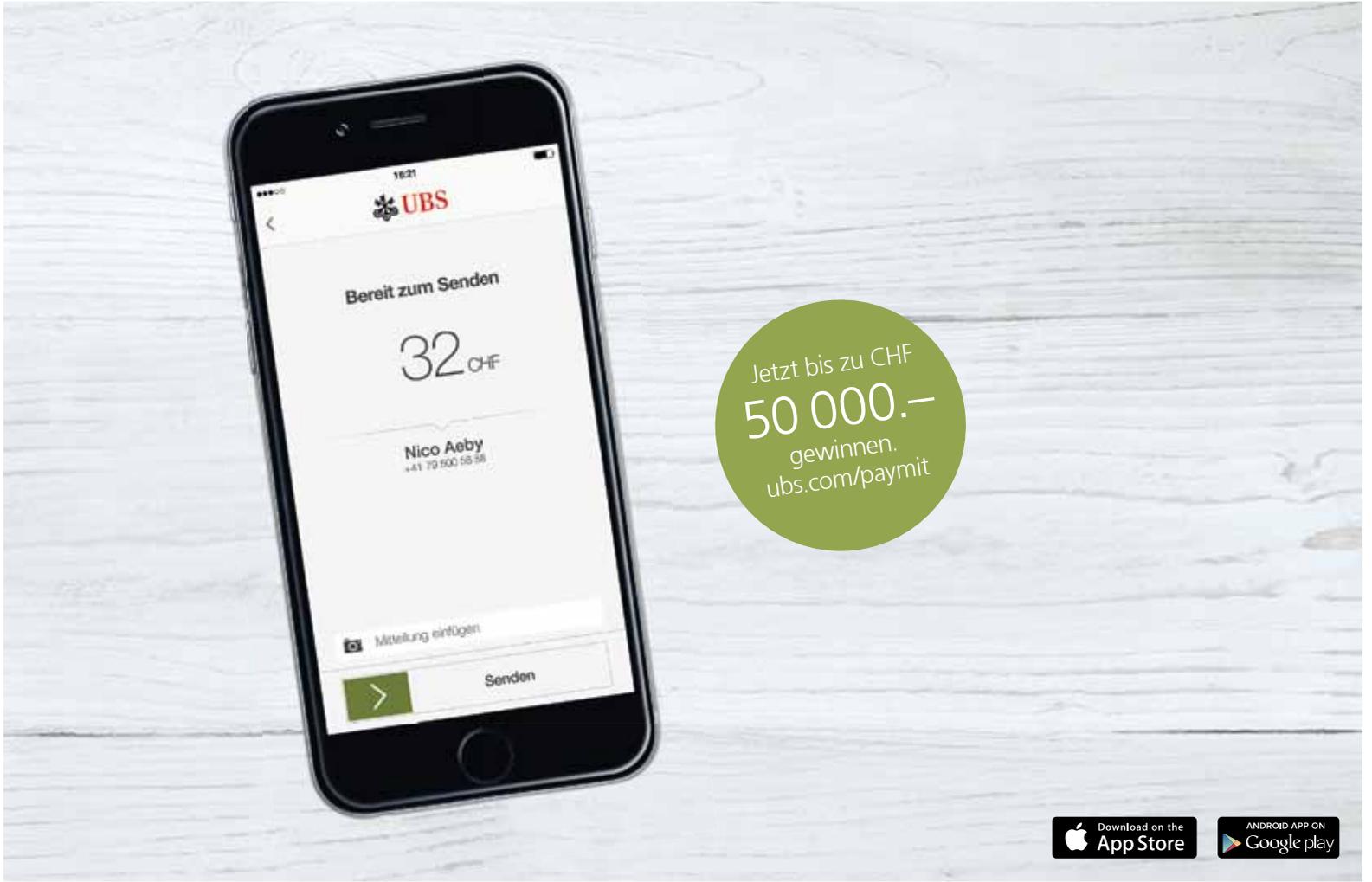
Hobelkäse-Buffer mit Züpfe

Anmeldung:

info@swissrussianforum.org

Medienpartner

DIE WELTWOCH



Kostenlos. Für alle. Auch ohne UBS-Konto.



UBS Paymit: Die Geld-senden-und-anfordern-App.
Jetzt downloaden: ubs.com/paymit

Paymit – powered by 

© UBS 2015. Alle Rechte vorbehalten.



Willkommenskultur

Von Alex Reichmuth — Simonetta Sommaruga verteidigt die liberale Asylpolitik des Bundes, vor allem punkto Bewerber aus Eritrea. Die Argumente der Bundespräsidentin sind wenig überzeugend.



«Weniger Gesuche»: Sommaruga zu Besuch in der Asylunterkunft Riggisberg, im Juli.

Wir haben in der Schweiz in diesem Jahr bis jetzt weniger Asylgesuche als 2012.»

Was Sommaruga hier sagt, stimmt – aber nur im Vergleich mit 2012. Die Schweiz hatte im ersten Halbjahr dieses Jahres jedoch mehr Asylgesuche als 2014, 2013, 2011, 2010, 2009 et cetera. Für das ganze Jahr rechnet der Bund mit 29 000 neuen Asylbewerbern – so vielen wie nie seit den 1990er Jahren, als auf dem Balkan Bürgerkriege tobten. Zudem erteilt die Schweiz heute viel mehr Asylbewerbern ein Bleiberecht als noch vor wenigen Jahren. Das führt zu vollen Unterkünften und stellt Kantone und Gemeinden vor grosse Probleme bei der Beherbergung.

Dreimal mehr als Italien

«Die Schweiz hat zurzeit den kleinsten Anteil an den europäischen Asylgesuchen seit fünfzehn Jahren.»

Einfacher gesagt: Die Probleme mit illegalen Migranten nehmen im restlichen Europa noch schneller zu als in der Schweiz. Dennoch nimmt unser Land verglichen mit der Bevölkerungszahl weiterhin mehr Asylanten auf als fast alle anderen europäischen Länder. Letztes Jahr lag die Schweiz diesbezüglich an vierter Stelle hinter Schweden, Ungarn und Österreich. Sie verzeichnete zum Beispiel fast dreimal so viele Asylgesuche pro Einwohner wie das angeblich hart geprüfte Italien.

«Die Forderung, dass Menschen aus Eritrea nicht mehr automatisch den Flüchtlingsstatus erhalten, basiert auf einer falschen Grundannahme. [...] Nur rund die Hälfte der schutzbedürftigen Eritreer erhält heute Asyl. Den anderen wird eine vorläufige Aufnahme gewährt.»

Sommaruga lenkt vom Anliegen des Luzerner Regierungsrats Guido Graf (CVP) ab. Dieser hat in einem offenen Brief gefordert, «die bisherige Praxis beim Umgang mit Eritreern zu überprüfen und als Mindestmassnahme rasch nur noch die vorläufige Aufnahme zu gewähren». Sozialvorsteher Graf weiss auch ohne Sommarugas Belehrungen, dass schon heute viele eritreische Asylbewerber nur vorläufig aufgenommen werden. Er verlangt aber diesen Status als «Regelfall». Asylgesuche von Eritreern steigen jedenfalls stark an. Schon letztes Jahr nahmen sie sprunghaft auf fast 7000 zu. Im ersten Halbjahr 2015 betrug die Steigerung nochmals über 90 Prozent. Allgemein können auch vorläufig aufgenommene Asylanten fast immer definitiv in der Schweiz bleiben. Etwa 80 Prozent von ihnen erhalten nach einigen Jahren eine dauerhafte Aufenthaltsbewilligung, trotz abgelehntem Asylgesuch.

«Kein Land in Europa schickt Menschen nach Eritrea zurück.»

»» Fortsetzung auf Seite 10

Angst



Charles Li, chinesischer Börsenexperte.

Er hat möglicherweise die Welt gerettet – oder wenigstens die Finanzwelt: Charles Li, der noch Li Xiaojia hiess, als er vor 54 Jahren in Peking zur Welt kam. Dort herrschte Mao Zedong, der mit dem «Grossen Sprung nach vorn» 45 Millionen Hungertote produzierte. Während der Kulturrevolution meldete sich der junge Li zur halsbrecherischen Arbeit auf einer Ölplattform in der Bohai-Bucht. Nachts in der Koje hörte er heimlich englischsprachige Radiosender und begeisterte sich für Shakespeare. Jenes Parallelleben auf der Bohrinself hat ihn gegen jede Angst imprägniert. Charles Li stand in den letzten Wochen und Stunden und vielleicht entscheidenden Sekunden am Nadelöhr zur Hölle, das heisst als Zerberus im Präsidentenoffice der Hong Kong Exchanges & Clearing Limited. Das Inferno wütete an der Börse von Schanghai, die lawinenartig zusammenkrachte, und das Panikvirus drohte über den Hang Seng in Hongkong den Rest der Welt anzustecken. Charles Li war der gefragteste Erklärer des Zocker-Phänomens mit schätzungsweise 200 Millionen Glücksspielern. Und Hongkong hielt stand, bis jetzt. Als damals die Roten Garden aufhörten mit ihrem Terror, studierte Li englische Literatur an der Xiamen-Universität. Dann schrieb er sechs Jahre als Reporter für die *China News*, ein Propagandablatt. Er und seine Ehefrau durften ausreisen und US-Stipendien an der University of Alabama wahrnehmen. Den Lebensunterhalt verdienten sie mit nächtlichen Gelegenheitsjobs. Nach dem Mastersabschluss in Journalismus bestand Li die Aufnahmeprüfung für die renommierte Law School der Columbia-Universität, doktorierte 1991 und trat in eine New Yorker Anwaltskanzlei ein. In die Heimat kehrte er zurück als Banker von Merrill Lynch und Geburtshelfer des chinesischen Staatskapitalismus. Seit 2010 beaufsichtigt er die Schnittstelle zwischen dem westlich-emanzipierten Hongkong und dem rätselhaften innerchinesischen Finanzakrobatenzirkus. Den Vertrag hat er bereits bis 2018 verlängert. Charles Li verdient pro Jahr 9 Millionen Hongkong-Dollar, rund 1,15 Millionen Franken. Ein Trinkgeld für die Weltrettung. Peter Hartmann

Sommaruga unterschlägt, dass mehrere europäische Länder eine Rückführung eritreischer Asylbewerber prüfen – konkret Grossbritannien und Norwegen. Auch Dänemark hegte entsprechende Pläne, die aber sistiert sind. Grund dafür ist ein Streit darüber, wie aussagekräftig ein Bericht zuhanden der dänischen Regierung ist. Dieser kam zum Schluss, die Menschenrechtslage in Eritrea sei besser als behauptet und das Regime gehe human mit Rückkehrern um.

«Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK), das in fast allen Ländern der Welt Zugang zu den Gefängnissen bekommt, hat in Eritrea keinen Zutritt.»

Das ist dem eritreischen Regime tatsächlich anzukreiden. Das IKRK ist aber dennoch im Land präsent. Gemäss dem *Tages-Anzeiger* sehen die beiden Repräsentantinnen des Roten Kreuzes in Eritrea keine Beweise, dass dort 10 000 Menschen ohne Haftbefehl eingesperrt sind, wie der Uno-Menschenrechtsrat behauptete. Es gebe keine Anzeichen für Menschenrechtsverstösse im behaupteten Ausmass. Peter Maurer, Präsident des IKRK, scheint wenig begeistert, dass Sommaruga seine Organisation ins Spiel bringt, um ihre Asylpolitik zu verteidigen. «Ich qualifiziere keine Länder», sagte er gegenüber dem *Sonntagsblick*, auf Eritrea angesprochen.

Friedlichere Umgebung

«Wir haben zurzeit die grösste internationale Flüchtlingskrise seit dem Zweiten Weltkrieg.»

Die Uno zählt derzeit zwar 60 Millionen Flüchtlinge weltweit. Ob das bedeutet, dass es auch so starke Fluchtgründe wie nie seit 1945 gibt, ist fraglich. Denn während des Kalten Krieges gab es mehr bewaffnete Konflikte und blutige Diktaturen als heute. Abgesehen davon ist die Situation rund um die Schweiz im Vergleich zu früher friedlicher. In den 1990er Jahren tobten blutige Kriege in Ex-Jugoslawien. Die Not der bis zu 40 000 Flüchtlinge pro Jahr, die damals in die Schweiz kamen, war offensichtlicher. Die Asylbewerber von heute stammen hingegen vor allem aus entfernten afrikanischen Staaten und sind wegen kultureller Unterschiede schwer zu integrieren.

«Was im Mittelmeer passiert, ist ein Drama.»

Auf jeden Fall. Und die lasche Flüchtlingspolitik Europas ist für die vielen Ertrunkenen massgeblich verantwortlich. Wer die gefährliche Überfahrt auf einem Boot schafft, kann auf ein Bleiberecht hoffen und in vielen Ländern mit einem vergleichsweise paradisischen Lebensstandard rechnen. Solange Staaten wie die Schweiz entsprechende Anreize setzen und eine eigentliche Willkommenskultur für illegale Migranten pflegen, werden weiterhin Menschen im Meer sterben.

Wirtschaftspolitik

Neinsagen ist wichtiger als Jasagen

Von Beat Gygi — Eine Wirtschaftspartei ist dann am stärksten, wenn sie nicht einfach nur Interessen von Firmen wahrnimmt, sondern ihnen auch auf die Füsse tritt.

Ist eine politische Partei dann wirtschaftsfreundlich, wenn sie firmenfreundlich ist? Die Frage liegt auf der Hand, wenn man die laufenden Diskussionen über das wirtschaftspolitische Profil der schweizerischen Parteien verfolgt. Vor einigen Tagen hat eine Umfrage des Forschungsinstituts gfs.bern viel Aufmerksamkeit erhalten, in der die FDP mit grossem Vorsprung als jene Partei erschien, der man bei den Wahlen im Herbst am ehesten die Stimme geben sollte, wenn es um eine möglichst gute Vertretung der KMU-Interessen geht. Für die Umfrage wurden 250 KMU angerufen, um vom Geschäftsführer die von ihm bevorzugte politische Partei zu erfahren: 48 Prozent der Befragten nannten die FDP, 20 Prozent die SVP, der Rest verteilte sich auf sieben weitere Parteien. Die Umfrage war im Auftrag der Wirtschaftsvereinigung Succèsuisse durchgeführt worden, in deren Trägerschaft FDP-Nationalrat Ruedi Noser eine prominente Rolle spielt.

Die Wirtschaft leidet unter Verbiegungen

Für die SVP war diese Umfrage keine begeisternde Nachricht. Schon kurz vorher hatte die Partei von der Schweizerischen Bankiervereinigung den Vorwurf erhalten, die SVP sei «bei zentralen Finanzplatzfragen keine Wirtschaftspartei mehr». Der Bankenverband begründete seine Kritik unter anderem mit dem Wider-

stand der SVP-Politiker 2013 gegen die «Lex USA», die es international orientierten Schweizer Banken erlaubt hätte, Informationen über Bankkunden und -geschäfte an die USA zu liefern. Schweizer Gesetze wären damit ausser Kraft gesetzt worden, um für Banken Probleme mit der amerikanischen Justiz zu entschärfen.

Das wäre firmenfreundlich gewesen, aber nicht wirtschaftsfreundlich. Das Lockern der Rechtsstaatlichkeit und Schwächen der Eigentumsrechte zugunsten einer einzelnen Interessengruppe macht für alle anderen Unternehmer, Konsumenten, Investoren und Bürger das Leben schwieriger, macht ihnen Geschäftsgelegenheiten zunichte und drückt auf die Motivation. Die Wirtschaft im Ganzen leidet unter solchen Verbiegungen. Eine politische Partei, die Wirtschaftspartei sein will, darf deshalb nicht einfach auf einzelne Firmen oder Gruppen schauen, sie muss ihnen auch wehtun können, wenn diese zu stark auf ihre eigenen Interessen konzentriert sind. Wenn man nun Firmenchefs nach ihren bevorzugten politischen Vertretern befragt, muss man sich also bewusst sein, dass man nicht die ganze Antwort erhält auf die Frage nach der besten Wirtschaftspartei.

Der Schweizerische Gewerbeverband hat das Thema etwas umfassender einzugrenzen versucht. In seinem KMU-Rating zur Periode 2011 bis 2014 hat der Verband das Abstimmungsverhalten der National- und Ständeräte auf die Frage hin untersucht, wie gewerbefreundlich sie in den einzelnen Sachfragen entschieden haben. Klar, es war der Verband, der für jede Vorlage jeweils definierte, was «gewerbefreundlich» heisst, aber dabei ging das Abwägen doch über die Einzelfirma hinaus, und schliesslich ergaben 215 Nationalratsabstimmungen eine ziemlich breite Grundlage zur Beurteilung der Politiker. In dieser Rangliste sind unter den 30 gewerbefreundlichsten Politikern 22 aus der SVP, 8 aus der FDP; und erst ab Platz 59 tauchen andere Parteien auf.

Das Gewerbe ist aber auch nicht die ganze Wirtschaft. Eine gute Wirtschaftspartei muss die Bürger ernst nehmen. In einer direkten Demokratie heisst dies, Volksentscheide als vernünftig zu respektieren. In einem föderalistischen Land bedeutet dies, dass man sich wehrt gegen Harmonisierungen, Kantonsdirektorenkonferenzen und neue Aufgaben für den Bund. Alles in allem wird Neinsagen in der Politik also fast wichtiger als Jasagen, wenn die Leute ihren Freiraum behalten sollen.



Wirtschaftspolitik muss die Bürger ernst nehmen.

Schande

Von Markus Schär — Das Aussendepartement will die Kritik am Deza unterdrücken. Es hetzt die Bundesanwälte auf vermeintliche Informanten der *Weltwoche*.

Kann es für einen Journalisten eine schönere Bestätigung dafür geben, dass seine Informationen stimmen? Der Kritisierte bestreitet keine Fakten und widerlegt keine Argumente, sondern verfolgt nur vermeintliche Informanten, bis hin zum Einsatz der schärfsten Machtmittel des Staates. Diese Auszeichnung – eine der höchsten im Journalismus – widerfährt derzeit der *Weltwoche*.

Wir veröffentlichten Anfang Juli (*Weltwoche* Nr. 27/15) eine grössere Recherche über die Kämpfe und Krämpfe im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), das sich seit dem Amtsantritt von Bundesrat Didier Burkhalter bemüht, die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), bisher für alle Beobachter «ein Staat im Staat», ins Departement einzubinden. Dabei liessen sich alle Probleme exemplarisch am Fall von Maya Jaouhari Tissafi zeigen: Die bisherige Vizedirektorin der Deza, in einer marokkanischen Familie in Hamburg und Bern aufgewachsen, muss ihren Posten räumen, weil Aussenminister Burkhalter einen Vertrauten auf diesen setzt. Deshalb sollte sie als Botschafterin die Schweiz in Marokko vertreten – der Plan scheiterte aber in letzter Sekunde, weil die Marokkaner herausfanden, dass die Vertreterin der Eidgenossenschaft immer noch einen marokkanischen Pass besitzt. Maya Jaouhari Tissafi, ohne Erfahrung in der Diplomatie und der Wirtschaft, wahrt darum jetzt die Schweizer Interessen in der Finanzmetropole Abu Dhabi.

Anzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung

Der Artikel führte zu Aufregung im Aussendepartement. Der Deza-Direktor, Botschafter Manuel Sager, tat in einem Telefongespräch mit *Weltwoche*-Herausgeber Roger Köppel in eigenen Worten «unmissverständlich kund», dass ihm im Artikel «zahlreiche unhaltbare Thesen und Falschinterpretationen» sowie «durch nichts zu rechtfertigende persönliche Attacken gegen überaus kompetente und geschätzte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Deza» missfielen. Damit Manuel Sager seinen Standpunkt darstellen konnte, führten wir ein langes Gespräch mit ihm (*Weltwoche* Nr. 31/32, 2015) in angenehmer, entspannter Atmosphäre. Was angeblich an unhaltbaren Thesen und persönlichen Attacken im umstrittenen Artikel stand, wurde dabei allerdings nicht klar.

Dazwischen schrieben Staatssekretär Yves Rossier und Deza-Direktor Manuel Sager einen



«Unhaltbare Thesen»: Deza-Direktor Sager.

Brief an alle EDA-Angestellten weltweit. Sie beklagen darin, dass der Artikel «ohne interne Informationen aus dem EDA auf diese Weise nicht hätte geschrieben werden können», und verurteilen dies als «ernsthafte Verletzung der vertraglichen Verpflichtungen gegenüber dem Arbeitgeber» und als «betrüblchen Akt mangelnder Kollegialität». Vor einer Woche machte die *Basler Zeitung* publik, dass das Aussendepartement sogar die Bundesanwaltschaft einschaltete, um die vermeintlichen Informanten der *Weltwoche* aufzuspüren: Es erstattete Ende Juli Anzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung, ein Delikt, auf dem bis zu drei Jahre Gefängnis stehen.

Dazu ist festzuhalten: Im beanstandeten Artikel fanden sich zwar einige pikante Aperçus, aber keine Informationen, die nicht Dutzende von Leuten im Departement und deshalb auch Parlamentarier in den Aussenpolitischen Kommissionen kannten – schon gar keine Amts- oder Staatsgeheimnisse.

Mit der absurden Jagd der Bundesanwaltschaft will das Aussendepartement nur die Kritiker einschüchtern, also die Kritik an unbestrittenen Missständen unterbinden: eine Schande für die direkte Demokratie. Damit löst es aber die überfällige Debatte um die Schweizer Entwicklungshilfe erst richtig aus. Danke, EDA.

Unter Fundis

Von Rico Bandle — Pink Cross will Bischof Vitus Huonder das Zitieren der Bibel verbieten.

Es ist in diesen Tagen einfach, über Vitus Huonder herzuziehen. Der Churer Bischof steht kompromisslos für das klassische Familienmodell ein, alles andere sei «ein Angriff auf den Schöpfer, aber auch auf den Erlöser und den Heiligmacher, den dreifaltigen Gott», wie er an seiner vielgescholtenen Rede am 31. Juli an einem Kongress in Fulda ausführte. Seine Ansichten zu Sexualität und Familie klingen dermassen anachronistisch, dass sich jeder an ihm die Schuhe abputzen kann – und mit Sicherheit Applaus dafür ernten wird. «Die Sexualität ist kein Spassgenerator», mahnt Huonder – und das nicht nur an Homosexuelle gerichtet.

Für besondere Empörung sorgte eine von ihm zitierte Stelle aus dem Alten Testament, wo es über den Umgang mit Schwulen heisst: «[...] beide Männer sind mit dem Tod zu bestrafen; ihr Blut soll auf sie kommen» (3. Moses/Leviticus 20, 13). Aus dieser und weiteren Bibelstellen gehe die «göttliche Ordnung» hervor, die für die Sexualität gelte, sagte der Bischof. Für die Schwulenorganisation Pink Cross war dies Grund für eine Strafanzeige wegen «öffentlicher Aufforderung zu Verbrechen».

Huonder zitierte die Bibel und leitete daraus die Regeln für die katholische Kirche ab. Mehr nicht. Auch rief er nicht zu Gewalt auf, wie das verschiedentlich behauptet wurde.

Dass das Zitieren der alten Schrift eine Straftat sein soll, ist geradezu absurd, auch wenn man den Inhalt und dessen Interpretation ablehnt. Wer mit den Regeln der Kirche nicht einverstanden ist, kann diese jederzeit verlassen. Anders als bei anderen Religionen wird niemand gezwungen, mitzumachen; wer sich abwendet, hat keinerlei Konsequenzen zu befürchten – zumindest nicht im Diesseits.

Die Strafanzeige ist nicht nur inhaltlich abwegig, sie steht auch für eine bedenkliche Entwicklung. Komiker Andreas Thiel wurde verklagt, weil er unliebsame Koranstellen zitierte, nun wird Bischof Huonder verklagt, weil er eine Bibelstelle zitiert. Aus Kinderbuchklassikern werden Stellen herausgestrichen, die nicht mehr dem heutigen Verständnis des politischen Korrekten entsprechen. Wann verklagt eine Schwulenorganisation das Opernhaus, weil es die «Zauberflöte» aufführt, wo Papageno und Pamina Mann und Weib als edelste, ja göttliche Verbindung preisen?

Pink Cross verhält sich genauso fundamentalistisch und freiheitsfeindlich wie jene Kreise, gegen welche die Organisation ankämpft.

Personenkontrolle

**Müller, Leuthard,
Guldimann, Metzler,
de Weck, Meyer, Weber,
Levrat, Draghi, Schröder,
 Klöckner, Röttgen,
Lindner, Scholz, Bartsch,
Sommaruga, Berset, Jordan,
Schafer, Schneider-Schneiter,
Darbellay, Gast**

Was machen mit Asylbewerbern aus Eritrea? Bei dieser heissdiskutierten Frage will die FDP, die sich derzeit in Umfragen im Aufwind sieht, nicht abseitsstehen. Also stellte der freisinnige Präsident **Philipp Müller** am letzten Wochenende forsch Forderungen auf. Das eritreische Generalkonsulat in Genf sei zu schliessen. Denn dieses, so Müller laut der *Sonntagszeitung*, würde Steuern von Eritreern in der Schweiz einziehen und ihnen «missbräuchlich» Reisedokumente ausstellen. Zudem: Die Schweiz müsse mit Eritrea eine Entwicklungszusammenarbeit aufziehen. Ja, was jetzt? Will Müller mit der Konsulatsschliessung das eritreische Regime vor den Kopf stossen – oder will er eine Zusammenarbeit mit dem Land? Beides gleichzeitig scheint schwer möglich. (are)

Der Start nach der Sommerpause begann für Bundesrätin **Doris Leuthard**, 52, mit Kartonauspacken und Aktensortieren. Wegen der Umbauarbeiten am Bundeshaus Nord musste die Aargauerin ihren Hofstaat ins feudale Patrizierhaus der Burgergemeinde Bern zügeln – nur ein paar Schritte entfernt vom bisherigen Generalsekretariat ihres Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek). Der Bund hat von der Burgergemeinde das Anwesen in Miete übernommen. Stadtpalais, Barockgärtchen, Springbrunnen – da kann man als Bundesrätin zuweilen schon die Bodenhaftung verlieren. (hmo)

Tim Guldimann, 64, Top-Diplomat im Ruhestand und SP-Kandidat für den Nationalrat, weiss, wie man Partys schmeisst. Wie sich jetzt herausstellt, liess er sich seine als traditionelles Sommerfest der Botschaft in Berlin getarnte Abschiedsgala gegen 150 000 Franken kosten. Die Verköstigung von Alt-Bundesrätinnen wie **Ruth Metzler**, Fernsehdirektoren wie **Roger de Weck**, Moralisten wie **Frank A. Meyer** oder Bankiers wie **Axel Weber** musste der Diplomat freilich nicht aus dem eigenen Sack berappen. Die UBS sprang als Sponsor grosszügig ein und übernahm einen Teil der Kosten. Anders als sein Parteichef **Christian Levrat** kennt Genosse Guldimann keine Be-



Von Banken und Bänklern: Tim Guldimann.

rührungsängste gegenüber Banken und Bänklern. Damit ist er zwar nicht auf Parteilinie, aber der geschliffene Diplomat wird garantiert auch hier die Kurve elegant kriegen. (hmo)

Weiter im Sommerfest-Reigen: Wie die Ringier-Presse fleissig vermeldet, hat am letzten Samstag Chefpublizist **Frank A. Meyer** an seinem traditionellen «Dîner républicain» im Hotel «Castello del Sole» (Ascona, TI) den mit 50 000 Euro dotierten Europapreis der Hans-Ringier-Stiftung vergeben. Passend zu Meyers EU-Begeisterung ging die Würdigung diesmal an jenen Mann, der sich über europäische Verträge hinwegsetzt, um den schlingernden Euro irgendwie zusammenzuhalten: EZB-Präsident **Mario Draghi**. Die Laudatio hielt – ebenfalls passend – Alt-Bundeskanzler **Gerhard Schröder** (SPD), der in Verbindung mit Frankreichs Staatspräsident **Jacques Chirac** seinerzeit zu den Ersten gehörte, die den Maastrichter Stabilitätsvertrag zum toten Buchstaben erklärten. Er würdigte Draghi als «Hüter der Gemeinschaftswährung», der «entschlossen, auch mutig, aber keinesfalls unbesonnen» handle und entscheide. Im Schlepptau Frank A. Meyers war etliche Berliner Polit-Prominenz ins Tessin gereist: **Julia Klöckner** und **Norbert Röttgen** (beide CDU), **Christian Lindner** (FDP), **Olaf Scholz** (SPD) und **Dietmar Bartsch** (Die Linke). Die Schweizer Regierung war vertreten durch Bundespräsidentin **Simonetta Sommaruga** und Innenminister **Alain Berset** (beide SP). Anwesend waren auch **Adolf Muschg** und **Peter Sloterdijk**. Nicht anwesend war hingegen Nationalbank-Präsident **Thomas Jordan**, der etwas von Geldpolitik versteht. (fsc)

Der Oltner Sozialvorsteher **Peter Schafer** (SP) bewältigt das von ihm mitverantwortete Sozialchaos auf seine Weise. Wie die *Weltwoche* berichtete («Solothurner Sozialfilm», Nr. 17/15), lehnte das Stadtparlament die Rechnung der Sozialregion im vergangenen Jahr ab. Dies, weil die Rechnungsprüfungskommission gra-



Lieber nicht wissen, was läuft: Peter Schafer.



Stimmt mit der Mehrheit: Schneider-Schneiter.

vierende Mängel und Fehler festgestellt hatte. Damit es nicht erneut zu einer möglichen Rückweisung kommen konnte, griff Schafer zu einer bemerkenswerten Methode: Er verzichtete kurzerhand darauf, den Prüfbericht zu publizieren. Die obrigkeitliche Massnahme fruchtete: Mit Ausnahme der SVP bewilligte das Stadtparlament die Rechnung. Lieber nicht wissen, was läuft, als zu wissen, dass es falsch läuft: Das scheint die Devise in der Oltner Sozialpolitik zu sein. (gut)

Den Erfolg eines Politikers zu messen, ist nicht immer leicht. Die meisten Leute würden vermutlich die Ergebnisse an der Urne heranziehen oder die Anzahl siegreicher eigener Vorstösse im Parlament. Auf ein ganz eigenes Mass ist jüngst die CVP im Verbund mit der von ihr dominierten SRG gestossen. «Zahltag unter der Bundeshauskuppel», titelt das Schweizer Radio- und Fernsehen: «Wer gewinnt im Parlament am meisten Abstimmungen?» Der Staatssender hat ausgewertet, wie oft jeder Parlamentarier mit der Mehrheit gestimmt hat. Das Ergebnis: «Die erfolgreichste Nationalrätin ist die Baselbieter CVP-Frau **Elisabeth Schneider-Schneiter**.» Sie habe in



«Toll!» Christophe Darbellay.



Feudales Logis: Bundesrätin Leuthard.



«Auch mutig»: Draghi, Schröder.

89,3 Prozent der Fälle mit der Mehrheit gestimmt. Den Befund verbreiten begeistert die Partei («toll!») und ihr Präsident **Christophe Darbellay**, seinerseits mit 87,5 Prozent «gewonnenen» Abstimmungen auf Platz fünf des Rankings. Bei allem Verständnis für die Freuden ausbrüche besteht kein Anlass zur Selbstzufriedenheit. Mit etwas Übung – sprich genauer Beobachtung der Abstimmungstafel und fingerfertigem Entscheid in letzter Sekunde – liessen sich die Werte sicher auf nahezu 100 Prozent steigern. Was wohl der Wähler davon hielt? (fsc)

Man kann darüber streiten, ob **Christian Gast** einen lauschigen oder einen langweiligen Job hat. Sicher ist, dass er nur vier Tage im Monat arbeitet und dass er seine Tätigkeit dem EU-Irrsinn verdankt, das EU-Parlament alle vier Wochen mit Sack und Pack von Brüssel nach Strassburg umziehen zu lassen. In dieser Sitzungswoche verteilt der 53-Jährige Pressemitteilungen an die Journalisten – von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends, seit mittlerweile sechzehn Jahren. Immerhin ist es keine Vollzeitstelle, so weit geht nicht einmal der europäische Wahnsinn. (ky)

Nachruf

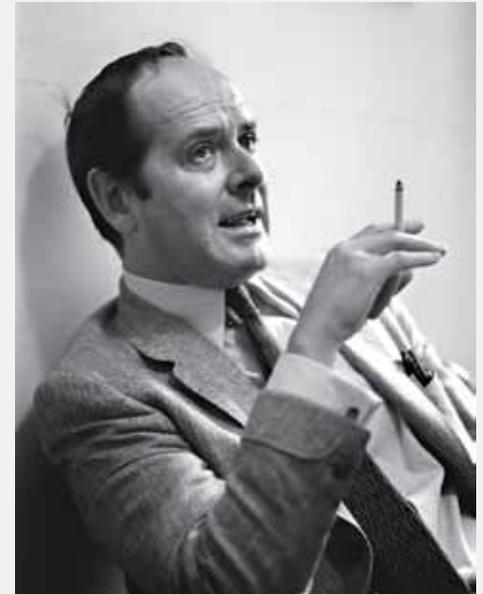


Fackel der Freiheit: Historiker Conquest.

Robert Conquest (1917–2015) — In intellektuellen Kreisen waren (und sind?) «kalter Krieger», «primärer Antikommunist» und «Kommunistenfresser» Schimpfworte, mit denen Historiker abgetan wurden, die den Kommunismus in seiner Ungeheuerlichkeit mit dem Nationalsozialismus gleichsetzten. Wohl deshalb hat man Robert Conquest auf unserem Kontinent nie wirklich als einen der grössten Historiker des 20. Jahrhunderts anerkannt. Auch wenn er es war, der als Erster – noch vor Solschenizyn – klarsichtig und stringent der Welt die Augen über die Unmenschlichkeit des Sowjetsystems öffnete. Seine Werke «Der grosse Terror» (über Stalins Schauprozesse) und «Ernte des Todes» (über die von Moskau gesteuerte Hungersnot in der Ukraine) werden bleiben und auch sein Buch «Reflections on a Ravaged Century», das schändlicherweise nie auf Deutsch übersetzt wurde.

Thatcher und Reagan liessen sich von Conquest persönlich beraten, für Dissidente hinter dem Eisernen Vorhang war er eine Fackel der Freiheit. Der Historiker war auch ein begabter, feinfühler Dichter und frecher Humorist, dessen oft witzig-obszöne Limericks in Anthologien Aufnahme gefunden haben. Er warnte vor sozialen Utopien, unrealistischen Reissbrettkonstrukten wie der EU («ein regulatorischer Albtraum») und sah in pragmatisch gewachsenen, wenig logischen, echt demokratischen Staatsgebilden wie der Schweiz mit ihrer Freiheitstradition die Garantie für eine vernünftige, friedliche Zukunft. Je länger er darüber nachdenke, hat er mir einmal gesagt, halte er Gebräuche und Gewohnheiten für entscheidender als jedes theoretische System.

Hanspeter Born



Konsequenter Denker: Intendant Löffler.

Peter Löffler (1926–2015) — Am meisten Spuren hinterliess er durch ein Scheitern: Was er anno 1969 als Intendant des Schauspielhauses den Abonnenten zumutete, war der Zeit (und dem Geschmack der konservativen Zürcher Theatergänger) so weit voraus, dass man seinen Vertrag vorzeitig beendete. Man wollte keinen Theaterleiter haben, der Chaoten wie Peter Stein, Bruno Ganz und Edith Clever an der Pfauenbühne ihr Unwesen treiben liess. Als dann drei Jahre später dieselben Leute mit dem legendären «Peer Gynt» in Zürich gastierten, stand die Kulturschickeria vor der Theaterkasse Schlange.

Dabei war Peter Löffler alles andere als ein Revoluzzer. Er war nur ein konsequenter Denker, der auf seine höfliche Art auch überaus stur sein konnte, wenn anderen die Ergebnisse seiner Überlegungen nicht einleuchteten. Wenn er sich damals bereit erklärt hätte, die «jungen Wilden» zu entlassen und das traditionelle Abonnententheater der Wälterlin-Hirschfeld-Lindtberg-Ära weiterzuführen, hätte man ihn gern weiter auf dem Chefsessel belassen. Aber solche Kompromisse kamen für ihn nicht in Frage. Sie wären nicht nur illoyal gegenüber seinen Mitarbeitern, sondern – in seinen Augen viel schlimmer – inkonsequent gewesen.

Peter Löffler war, im besten Sinn des Wortes, ein Bildungsbürger. Im Gespräch mit ihm hatte man den Eindruck, dass er jedes Buch gelesen, jedes Kunstwerk betrachtet und jedes Musikstück gehört hatte. Und: jede Zigarette geraucht. Als Kettenraucher war er sein Leben lang nach Nikotin ebenso süchtig wie nach Kultur. Charles Lewinsky

Der lästige Souverän

Von *Philipp Gut und Hubert Mooser* — Die heisse Phase des Wahlkampfs beginnt. Kandidaten und Parteien präsentieren sich im Sonntagsstaat. Dabei politisieren die Volksvertreter oft am Volk vorbei, ja gegen das Volk. Mit immer neuen Tricks hintertreiben selbstherrliche Politiker den Bürgerauftrag.



Der Sommerschlaf im politischen Leben ist vorbei. Bern regt sich wieder. Die Parteien rüsten zur Entscheidungsschlacht. Am 18. Oktober, bereits in zwei Monaten, wählt das Volk ein neues eidgenössisches Parlament. Da-

bei geht es nicht nur um ein paar frische Gesichter und Verschiebungen im tiefen einstelligen Prozentbereich. Es geht darum, wer in den kommenden Jahren im Bundesrat das Sagen hat. Mitte-links wie bisher. Oder eine Mitte-rechts-Regierung mit einem zweiten SVP-Vertreter und ohne BDP-Bundesrätin **Eveline Widmer-Schlumpf**. Für Spannung ist gesorgt: SP-Präsident **Christian Levrat**, GLP-Präsident **Martin Bäumle** und BDP-Präsident **Martin Landolt** haben wiederholt die Abwahl eines FDP-Vertreters im Bundesrat angekündigt.

Vom Ausgang der Wahlen hängt auch der Verlauf wichtiger politischer Geschäfte ab – wie jener der Revision von AHV und zweiter Säule, des Atomausstiegs samt neuer Energiestrategie 2050, der Umsetzung der Ausschaffungsinitiative, der Annäherung an die EU und vor allem: der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. «Das ist die wichtigste Abstimmung der Legislatur», sagte CVP-Präsident **Christophe Darbellay** – allerdings noch vor der überraschenden Annahme der Initiative. Seither übt sich Bern variantenreich in der Aufschiebung und Verhinderung des Volkswillens. Das hat mit der Allianz zu tun, die heute faktisch die Berner Politik bestimmt. Denn obwohl das Volk bei den letzten eidge-

Die Mehrheiten im aktuellen Parlament sind oft anders als diejenigen in der Bevölkerung.

nössischen Wahlen 2011 eigentlich ein Mitte-rechts-Parlament eingesetzt hat, wählte dieses Parlament eine Mitte-links-Regierung, unter Missachtung der Konkordanz (die der SVP zwei Sitze garantierte). Das Bündnis der diffusen neuen Mitte aus CVP, BDP und Grünliberalen stimmte auch im Parlament im Zweifelsfall links – um die nur dank Unterstützung der Linken gewählte Eveline Widmer-Schlumpf von der magersüchtigen BDP im Bundesrat zu halten.

Tatsache ist also: Die Mehrheiten im heutigen Parlament sind oft anders als diejenigen in der Bevölkerung. Selbst SP-Chef **Levrat** sagt, es



Aufschiebung und Verhinderung des Volkswillens: BDP-Politiker Widmer-Schlumpf und Landolt.

sei einfacher geworden, linke Ziele durchzusetzen. Viele Bürger fühlen sich jedoch verschaukelt – zu Recht, besonders nach der Abstimmung über die Massen einwanderungsinitiative am 9. Februar 2014. Als hätte es den Volksentscheid nie gegeben, holen Wirtschaft, halbstaatliche und staatliche Einrichtungen weiter tüchtig Arbeitskräfte aus dem EU/Efta-Raum ins Land. Auch in diesem Jahr werden wohl über 80 000 Menschen aus dem übrigen Europa in die Schweiz einwandern – obschon der Bundesrat nach der Abstimmung hoch und heilig beteuerte, er wolle das inländische Arbeitskräftepotenzial in Zukunft besser nutzen.

Masseneinwanderung geht weiter — Mit langen Gesichtern traten Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) und Aussenminister **Didier Burkhalter** (FDP) am Abstimmungssonntag vor die Medien. Sommaruga versprach: «Der Souverän hat heute entschieden, dass er die Einwanderung wieder mit Kontingenten regeln will. Der Bundesrat wird diesen Entscheid umsetzen – rasch und konsequent.» Der Vorschlag zur Umsetzung der Initiative, den Sommaruga ein paar Monate

später vorlegte, war ein Hohn. Sie machte Kontingente und Inländervorrang von der Zustimmung der EU-Kommission in Brüssel abhängig. Und nach achtzehn Monaten seit Annahme der Initiative ist von der zur Schau getragenen Entschlossenheit zu deren Umsetzung nicht mehr viel übrig. Der Bundesrat spielt auf Zeit. Sogar SP-Präsident **Levrat** geht das Lavierer der Regierung auf die Nerven. Diese habe es in achtzehn Monaten nicht fertiggebracht, einen Chefunterhändler zu ernennen. Tatsächlich ist es noch schlimmer. Seit Sommer 2014 tun Sommaruga und Burkhalter keinen Schritt ohne vorherige Ab- und Rücksprache mit Brüssel. Das letzte Beispiel: Nach einem Telefongespräch von **Sommaruga** mit EU-Kommissions-Präsident **Jean-Claude Juncker** zauberte Burkhalter an einer Bundesratssitzung vor der Sommerpause einen neuen Vorschlag aus dem Hut. Künftig solle ein noch zu bestimmender Chefunterhändler alle Verhandlungen mit der EU koordinieren. Die Medien bejubelten den von Juncker eingeflüsterten Vorschlag als Befreiungsschlag.

Die Von-Wattenwyl-Parteigespräche im Frühjahr 2014 glichen einer Komödie: Die Parteichefs von SP, CVP, FDP und BDP betonten, der

neue Verfassungsartikel über die Zuwanderung müsse «konsequent umgesetzt werden». Einen guten Monat später scherte SP-Präsident **Levrat** bereits aus und wollte keine konsequente Umsetzung mehr. Bei der SP-Delegiertenversammlung im jurassischen Bévillard knapp zwei Monate nach der Abstimmung lancierten der Baselbieter **Eric Nussbaumer** und der Waadtländer **Roger Nordmann** eine Debatte über den EU-Beitritt.

Die spektakulärsten Pirouetten drehte FDP-Präsident **Philipp Müller**: Nachdem er zuerst in Interviews ständig von einer alles entscheidenden neuen Abstimmung am 27. November 2016 orakelt hatte, holte er im Mai 2015 zum grossen Rundumschlag aus: Die Schweiz solle der EU mit der Kündigung des Freizügigkeitsabkommens drohen, um dem sperrigen Brüssel doch noch Einwanderungskontingente abzurufen. Falls dies aber nicht gelinge, solle das Schweizervolk in einer Variantenabstimmung die Wahl haben zwischen dem Bruch mit Europa und einer pragmatischen Umsetzung der SVP-Initiative ohne die in Brüssel verpönten Kontingente. Was die Strategie wert ist, brachte **Christoph Mörgeli** (SVP) auf den Punkt: Die EU-Verantwortlichen seien nicht so dumm, die ungeliebte Variante A zu schlucken, wenn man ihnen gleichzeitig die schmackhaftere Variante B in Aussicht stelle.

CVP-Präsident **Christophe Darbellay** und BDP-Präsident **Martin Landolt** wollen dagegen mit einer parlamentarischen Initiative verlangen, dass der bilaterale Weg mit der EU in der Bundesverfassung verankert wird. Die Idee hinter dieser Schlaumeierei: Auf diese Weise soll der Verfassungsartikel über die Zuwanderung mit einem Verfassungsartikel zu



Spektakuläre Pirouetten: FDP-Präsident Müller.



Spielchen: BDP-Gründer Grunder.

den Bilateralen sozusagen neutralisiert werden. Wenn die EU keine Ausländerkontingente akzeptiert, wird die Initiative nicht umgesetzt, weil dies angeblich eine Kündigung der

Im Klartext: Die Bürger müssten besser erzogen werden, damit sie nicht mehr ausscherten.

Bilateralen I zur Folge hätte. Ist der bilaterale Weg in der Verfassung verankert, kann man mit Verweis auf ebendiese Verfassung die Umsetzung der Initiative umgehen.

Doch damit nicht genug. Längst zirkulieren noch weiterreichende Ideen, um das Volk teilweise massiv zurückzubinden. Die Aushebung der Volksrechte gipfelte nach der Abstimmung über die asseneinwanderungsinitiative in Plänen zur Revision des Initiativrechts. Die Vorschläge und Vorstellungen der übereifrigen Bundeskanzlerin **Corina Casanova** und ihrer Vorgängerin **Annemarie Huber-Hotz** zum Beispiel reichen von Einschränkungen für die Bundesratsparteien bis zu einem Verbot zur Lancierung von Initiativen für gewisse Player. Verlangt werden auch eine Erhöhung der Unterschriftenzahlen und eine Verkürzung der Sammelfristen. Huber-Hotz sprach gegenüber Sonntagsmedien von einer «Übernutzung der Volksrechte».

Das ist allerdings falsch. Wie der abtretende SP-Nationalrat **Andreas Gross** betont, der ein Atelier für direkte Demokratie betreibt, ist die Menge der Volksinitiativen kein Problem. Das Gejammer über deren Zunahme stimme historisch gar nicht. Gleichwohl reiht sich auch Gross ein in den Reigen der Volkskritiker: Es

bedürfe «qualitativer» Reformen. Im Klartext: Die Bürger müssten besser erzogen werden, damit sie nicht mehr ausscherten.

Hintertür durch Härtefälle — Ein beliebtes Instrument, um Volksentscheide auszuhebeln, sind sogenannte Härtefallklauseln. Fünf Jahre hat es gedauert, bis die Initiative zur Ausschaffung krimineller Ausländer im vergangenen Frühjahr endlich vom Parlament abgesegnet wurde. Das jetzt vorliegende Gesetz sieht Ausnahmen vor, welche die Initiative nicht wollte. Zwar sollen Ausländer, die ein Verbrechen begehen, automatisch ausgeschafft werden. Wenn es bei einem Betroffenen zu einem persönlichen Härtefall komme, könnten die Richter jedoch von einer Ausschaffung absehen. Das entspricht genau dem Gegenvorschlag des Parlamentes, den die Stimmbürger im November 2010 abgelehnt haben.

Ein anderes Beispiel: Mit über 63 Prozent nahmen die Schweizer Stimmberechtigten am 18. Mai 2014 die Pädophilen-Initiative an. Pädosexuelle sollen nie wieder mit Minderjäh-



Ehrgefühl? SP-Fraktionschef Tschümperlin.

rigen arbeiten dürfen. Auch Tätigkeiten in Vereinen und Organisationen sind ihnen auf Lebzeiten verboten. Wie bei der Ausschaffungsinitiative ist auch hier bereits wieder die Rede von einer Härtefallklausel. Justizministerin **Sommaruga** hat im Juni dazu erste Vorschläge präsentiert. Richter könnten dann bei leichteren Fällen Ausnahmen vorsehen, was die vom Volk deutlich angenommenen Vorgaben verwässern würde.

Der Trick mit den Staatsverträgen — Auch Staatsverträge nutzen findige Berner Politiker dazu, um sich über Volksrechte hinweg-

zusetzen. Ein bekanntes historisches Beispiel, das bis heute nachwirkt, ist die Nato-Initiative «Partnerschaft für den Frieden», die der damalige Schweizer Aussenminister **Flavio Cotti** (CVP) 1996 unterzeichnete – trotz Widerstand im Parlament. Die Schweizer Bevölkerung durfte darüber nie abstimmen. Die Nato ist aber kein neutraler Friedensverein, sondern ein Militärbündnis für den Kriegsfall. Und eine engere Zusammenarbeit der Schweiz mit der Nato tangiert die Schweizer Neutralität. Laut der ETH-Studie «Sicherheit 2011» sind darum auch siebzig Prozent der Eidgenossen gegen eine nähere Anbindung an die Nato-Kriegsmaschine. Trotzdem schreitet die militärische Integration der Schweiz munter voran, angetrieben von Aussenminister **Didier Burkhalter**.

Zweitwohnungsinitiative — Bei der Umsetzung der Zweitwohnungsinitiative hatten Bundesrat und Parlament mehr die Wünsche der eigenen Klientel als diejenigen der Bevölkerung vor Augen, besonders die Vertreter der Bergkantone. Nach dem Ja der Stimmbürger zur Initiative «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen» am 11. März 2012 schrien **Christophe Darbellay** und andere Walliser CVPler auf allen

In migrationspolitischen Fragen stimmen die Bürger regelmässig für restriktivere Positionen.

Kanälen Zeter und Mordio. Der Bundesrat zögerte prompt das Inkrafttreten der Initiative bis 2013 hinaus. Das verschaffte den Ferienwohnungspromotoren Zeit, um noch unzählige Bauprojekte zur Prüfung einzureichen. Im stillen Kämmerlein feilten indessen Bündner Politiker wie SVP-Nationalrat **Heinz Brand** und die Ständeräte **Stefan Engler** (CVP) und **Martin Schmid** (FDP) an einem angeblichen Mustergesetz zur Zweitwohnungsinitiative, das jedoch viele Ausnahmen vorsah. Das Parlament pflanzte bei den Beratungen zur Umsetzung der Initiative noch mehr Ausnahmen ins Gesetz. Das Referendum der Initianten war schon fast sicher, als SVP-Fraktionschef **Adrian Amstutz** mit Initiantin **Vera Weber** einen Kompromiss schmiedete, den die Mehrheit im Parlament schluckte, der aber immer noch einige Ausnahmen vorsieht. Pikantes Detail: Bei der Umsetzung dieser Initiative plädierte die SVP nicht wie bei der Masseneinwanderung für eine Umsetzung ohne Wenn und Aber.

Dass sich das Berner Polit-Establishment bei migrationspolitischen Initiativen (Ausschaffung, Masseneinwanderung) besonders heftig gegen den Volkswillen sträubt, ist kein Zufall. Die grössten Gräben zwischen Elite und Basis «bestehen in der Migrations- und der Aussenpolitik», schreibt der Politgeograf **Michael Hermann** von der Universität Zürich. Her-

mann verglich die durchschnittliche Abweichung zwischen der Stimmbevölkerung und dem eidgenössischen Parlament aufgrund von Volks- und dazugehörigen Parlamentsabstimmungen in den Jahren 2000 bis 2014. Bei migrationspolitischen Abstimmungen votieren die Bürger regelmässig für sogenannt restriktivere Positionen. Die Abweichung beträgt im Schnitt ganze 25 Prozentpunkte. Noch grösser ist der Graben zwischen Volk und Ständerat. Dieser sei also noch elitärer.

Ähnlich sind die Verhältnisse bei der Aussen- und der Europapolitik. «Vorlagen zur aussenpolitischen Öffnung und zur europäischen Integration finden im Nationalrat im Durchschnitt eine um zwanzig Prozentpunkte höhere Zustimmung als in der Bevölkerung», so Hermann. Aber auch in anderen Themenbereichen vertreten die vom Volk gewählten Parlamentarier oft Positionen, die vom Souverän abweichen. Etwa in der Umweltpolitik oder wenn es um den eigenen Vorteil geht.

In die eigene Hosentasche — Die letzte Sondersession im Mai fiel etwas kürzer aus als geplant. Bereits am Mittwoch war das offizielle Programm durch. Eigentlich eine klare Sache: Jeder Nationalrat packt seine Siebensachen und reist einen Tag früher nach Hause, um – schliesslich kennt die Schweiz ein Miliz- und kein Berufsparlament – einen Tag früher wieder im Job zu sein. Doch es kam zu einer denkwürdigen Abstimmung: Eine Mehrheit der Nationalräte schanzte sich gleichwohl die Übernachtungspauschale von 180 Franken zu. Viele hätten, so SP-Fraktionschef **Andy Tschümperlin** einfühlend, bereits für den folgenden Tag Sitzungen abgemacht und das Hotel reserviert. Der Zürcher SVP-Vertreter **Max Binder** appellierte vergeblich ans Ehrgefühl seiner Parlamentskollegen: «Wollen Sie dem Steuerzahler erklären und auch zumuten, dass Sie eine Entschädigung erhalten für eine Leistung, die Sie nicht beziehen und auch nicht bezahlen müssen?»

Überhaupt zeigen sich die Volksvertreter gern grosszügig gegenüber sich selbst. Im Sommer 2012 erhöhten sich die beiden Räte den Lohn unter dem Titel «Teuerungsausgleich» – obschon die Teuerung praktisch bei null war und es auch in den folgenden Jahren blieb. Die Entschädigungen pro Parlamentarier stiegen um insgesamt rund 7000 Franken. Auch da blieben die Gegenanträge der SVP chancenlos gegen Mitte-links.

Zugriff auf die Konten der Bürger — Die jetzt zu Ende gehende Legislatur trägt die Handschrift von **Eveline Widmer-Schlumpf**. Die Finanzministerin hat die Ausgaben des Bundes kräftig nach oben geschraubt. 2010 betrugen die Aufwendungen noch 59,2 Milliarden Franken. In den folgenden Jahren wurden die Ausgaben auf 67,1 Milliarden Franken erhöht (Voranschlag 2015). Das entspricht einem Wachstum



Nato-Kriegsmaschine: Didier Burkhalter.

von 13,3 Prozent oder 7,9 Milliarden Franken. Widmer-Schlumpf konnte bei ihrem expansiven Kurs auf die entsprechenden Mehrheiten aus dem Mitte-links-Lager zählen. Die Staatsausgaben haben sich vom realen Wirtschaftswachstum entkoppelt. Mit Folgen: Der Druck auf die Einnahmen, sprich auf die Steuerzahler und die Wirtschaft, steigt.

Mit der Einführung des automatischen Informationsaustausches (AIA) mit dem Ausland ist das Bankkundengeheimnis faktisch erledigt. Dass Widmer-Schlumpf dieses Verfahren auf das Inland ausdehnen will, ist ein offenes Geheimnis und wurde bereits von ihren CVP- und BDP-Adlaten medial gestreut. **Peter Hegglin**, CVP-Regierungsrat aus Zug und Präsident der Finanzdirektorenkonferenz, meinte: «Es kann nicht sein, dass ausländische Steuerbehörden mehr Rechte haben als inländische. Wenn der AIA eingeführt wird, muss er auch im In-

Am meisten nützte die Energiewende bisher dem wendigen BDP-Gründer Grunder.

land gelten.» Alles andere sei langfristig unhaltbar. Unterstützt wird er von BDP-Präsident **Landolt**. Auch der Glarner argumentiert, es sei «schwer erklärbar», warum kantonale Steuerbehörden nicht die gleichen Daten von inländischen Kunden erhalten sollen.

Die Bündner Bundesrätin bereitet das Terrain bereits vor, indem sie eine Steueramnestie in Aussicht stellt. Je mehr Bürger ihre steuerliche Situation bereinigt haben, umso geringer wird der Widerstand gegen den AIA im Inland. Dieser soll schon früher möglich sein, wie Widmer-Schlumpf ankündigt, nämlich freiwillig. Der Hintergedanke dieser Aktion:

Wenn die Zahl jener Bürger wächst, die ihre Bankdaten den kantonalen Steuerbehörden zur Verfügung stellen, wird nochmals eine Hürde für den inländischen AIA abgebaut. Damit kommt Widmer-Schlumpf ihrem Ziel entscheidend näher: dem direkten Fiskalzugriff auf die Konten der Bevölkerung.

Energiewende ohne Volk — Von den Medien bejubelt, beschlossen Bundesrat und Parlament in einer Hauruckübung den Atomausstieg – ohne dass das Volk dazu etwas sagen konnte. Am meisten nützte die sogenannte Energiewende bisher dem wendigen BDP-Gründer **Hans Grunder**. Seine Partei kämpfte Anfang 2011 in der Berner Volksabstimmung noch für ein neues Atomkraftwerk in Mühleberg, wo BDP-Nationalrat **Urs Gasche** und BDP-Regierungsrätin **Beatrice Simon** im Verwaltungsrat sitzen. Zwei Monate später spielte sich der BDP-Chef als treibende Kraft für den Atomausstieg auf: So – und nur so – liess sich im Dezember 2011 die Anti-Atom-Mehrheit im Bundesrat sichern, also die Wiederwahl von **Eveline Widmer-Schlumpf**. Als Preis für diese politischen Spielchen müssen die Steuerzahler Milliardensubventionen für Solaranlagen, Windräder und Kleinwasserkraftwerke zahlen und blicken einer unsicheren Energiezukunft entgegen.

Am Volk vorbei, ja gegen das Volk: Die Versuche Bundesberns, die Rechte der Bürger zu beschneiden, reissen nicht ab. Dieses obrigkeitliche Politikverständnis zeigte sich kürzlich auch in der Reaktion auf die Vorstösse der Kantone Luzern und Schwyz in der Eritreer-Frage. Bundesrätin **Sommaruga** tat das Aufbegehren als ungebührlich ab, dabei müssen die Kantone ihre verfehlte Asylpolitik ausbaden. Auch bei der Einbürgerung zeigt sich die Tendenz, den Entscheid dem Souverän zu entreissen und als reinen Verwaltungsakt zu betrachten.

Das jüngste Beispiel lieferte die Staatspolitische Kommission des Ständerats. Sie beschloss, dass im Rahmen der Asylgesetzrevision Landbesitzer enteignet werden dürfen, um noch mehr von den ungeliebten Asylzentren bauen zu können. Die nationalrätliche Schwesterkommission befindet darüber diese Woche. Wo der Bürger stört, soll er einfach entrechtet und mundtot gemacht werden. Alt Staatssekretär **Jean-Daniel Gerber**, heute Präsident der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, die das Rütli verwaltet, spricht wohl vielen Politikern und Beamten aus der Seele, wenn er sagt: «Die politische Agenda sollte primär bestimmt werden durch den Bundesrat und das Parlament. Immer mehr jedoch wird die Agenda stark belastet durch das Initiativrecht.» Es ist keine gute Visitenkarte, die sich die Berner Elite da ausstellt. Am 18. Oktober bietet sich die Chance, ein Parlament zu wählen, das wieder die Interessen der Bevölkerung vertritt. Und nicht in erster Linie seine eigenen.

Brief aus Bern

Kampf um die politische Mitte

GLP, BDP und CVP sind Parteien mit austauschbaren und unklaren Inhalten. Diesen Herbst entscheidet sich, ob sie in Zukunft in Bern überhaupt noch eine Rolle spielen werden. *Von Cédric Wermuth*



Nüchtern betrachtet, verändern Wahlen in der Schweiz kurzfristig relativ wenig. Die politischen Blöcke haben sich seit dem Zweiten Weltkrieg selten substanziell verschoben. Spannend wird es – für den studierten Politikwissenschaftler – immer dann, wenn neue Parteien das Feld betreten. Zum Beispiel die Grünen in den achtziger Jahren oder, weit aus erfolgreicher, die «neue» SVP nach 1992. Im wissenschaftlichen Jargon nennt man diese Parteien *challenger parties*, Herausforderer. Ihr Schicksal entscheidet sich daran, ob die Herausforderung der etablierten Parteien gelingt oder nicht. Nach der Jahrtausendwende haben zwei neue Parteien das Wagnis einer Neugründung gewagt, die GLP und die BDP. Vor ein paar Jahren habe ich in einem Seminar an der Uni Zürich die These aufgestellt, GLP und BDP seien vorübergehende Phänomene. Das war damals bestenfalls gut geraten und dürfte auch heute vielen noch als gewagte These erscheinen. Klar ist aber, dass die Wahlen 2015 für die neuen Parteien und für die gesamte Konfiguration der politischen Mitte entscheidend sein werden.

Für GLP, BDP und CVP stellt sich bei den Wahlen 2015 wohl nichts weniger als die Frage, ob sie in Zukunft in Bern überhaupt noch eine Rolle spielen werden. Keiner der drei Parteien ist es nach der Abwahl von Christoph Blocher 2007 gelungen, ein politisches Programm zu entwickeln, das sich irgendwie lesbar von anderen Parteien unterscheidet. Man hat das Gefühl, alle Parteien würden krampfhaft nach ihrer Rolle im Parteiengefüge suchen. Der Politikwissenschaftler erklärt dies mit der Cleavage-Theorie. Sie besagt, dass Parteien Ausdruck von gesellschaftlichen Bruchlinien sind, an denen gegensätzliche Interessen und Ideen oder Ideologien aufeinandertreffen. Der bekannteste Cleavage ist sicher der Gegensatz von Arbeit und Kapital, der sich lange in den beiden Polen FDP und SP kristallisierte. Prägend für die Schweiz war auch der religiöse Cleavage, vor allem durch die CVP als Partei der katholischen Modernisierungsverlierer nach 1848. Der Aufstieg der SVP hingegen wird

oft mit dem Aufbrechen einer neuen Konfliktlinie zwischen Gewinnern und Verlierern der Globalisierung interpretiert. Diese Konfliktlinien verändern sich über die Zeit und sind auch regional teilweise stark unterschiedlich ausgeprägt. Sie sind für die Parteien entscheidend – an diesen Konfliktlinien orientieren sich ihre Basis und ihre Anhänger.

Leaderrolle in Sozialpolitik eingebüsst

Das Problem der CVP besteht darin, dass ihr historischer Auftrag – die Verteidigung des vermeintlich bedrohten Katholizismus – spätestens seit den achtziger Jahren rasant an Bedeutung verliert. Damit bricht ihre Stammklientel schleichend weg, eine neue ist nicht in Sicht. Gleichzeitig hat sie mit der jahrelangen Anlehnung an die SVP ihre Leaderrolle in der Sozialpolitik eingebüsst. BDP und GLP hingegen sind Parteien ohne eigenen Cleavage: Ihnen fehlt eigentlich sowohl ein zentrales Thema als auch eine damit verbundene Stammwählerschaft. Weder die BDP noch die GLP konnten sich bisher als entscheidende Kraft in einem Politikfeld etablieren. Auffallend ist, dass bisher als einziger von den drei betroffenen Parteipräsidenten BDP-Chef Martin Landolt aktiv versucht, genau diese Lücke zu füllen. Er versucht sich und seine Partei mit den Faschismusvorwürfen an die SVP, mit der Öffnung in gesellschaftlichen Fragen, in der Energiedebatte oder mit seinem wiederholten Vorpreschen in der Europa-Debatte als das zu positionieren, was vielleicht einst die FDP war: als fortschrittliche Partei der bürgerlichen Vernunft.

Klar ist: Drei Parteien mit weitgehend austauschbaren und unklaren politischen Inhalten werden mittelfristig kaum überleben. Eine erste Reorientierung der Wählerinnen an den grossen Parteien haben wir in dieser Legislatur bereits in verschiedenen Kantonen gesehen. Jene Mitteparteien, die 2015 stagnieren oder gar verlieren, dürften es schwer haben, das Schicksal des Landesrings der Unabhängigen (LdU), der sich zur Jahrtausendwende auflöste, abzuwenden.

Cédric Wermuth, 29, ist SP-Nationalrat und Co-Präsident der SP Aargau.

Zitterpartie

Von Markus Schär — Kippt bei den Wahlen die Mehrheit in der Bundesversammlung? Oder hält sich die Mitte-links-Koalition von SP, CVP, BDP und Grünen, die Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf stützt? Eine Analyse der Ausgangslage in den Kantonen zeigt: Eine Wende ist möglich.



Beim Neujahrsempfang schlug Christian Levrat schon Alarm. Der Präsident der Schweizer Sozialdemokraten rechnete den Journalisten vor: SP, CVP, BDP und Grüne halten zusammen in der 246-köpfigen Bundesversammlung 128 Sitze; die rechte Seite, zu der Christian Levrat neben der SVP und der FDP auch die Grünliberalen zählt, kommt dagegen auf 118 Sitze. Das heisst: Wenn bei den Wahlen nur 6 Mandate die Seite wechseln, kippt die Mehrheit. Das Parlament, fürchtet der SP-Präsident, würde bei diesen neuen Machtverhältnissen die Energiewende stoppen und, vor allem, einen zweiten SVP-Bundesrat wählen, also die BDP-Vertreterin opfern.

Der Albtraum der linken Vordenker und ihrer Geisel in der Landesregierung schien sich umgehend zu bewahrheiten. Eine Woche nach dem Alarm hob die Nationalbank die Bindung des Frankens an den Euro auf und zündete damit einen völlig neuen Diskurs. Die Parteien kümmerten sich wieder um den bedrängten Werkplatz – SVP, FDP und CVP schworen dafür sogar den Schulterchluss, brachen allerdings ihr Versprechen im Wahlgetümmel gleich wieder. Dennoch: Führt der neue Realismus, der sich in der Schweizer Politik durchsetzt, ab Dezember auch zu neuen Realitäten?

«Heimliche Verliererin»

Die Ergebnisse der kantonalen Wahlen in diesem Jahr deuten darauf hin. Im Kanton Basel-Landschaft zeigten im Februar die bürgerlichen Parteien, was sie erreichen lässt, wenn sie konsequent zusammenarbeiten: Die SP flog aus der Regierung, die Grünen büssten im Parlament ein Drittel ihrer Sitze ein, die BDP drei von vier Mandaten; dagegen legten die SVP und vor allem – nach langem Krebsgang – die FDP zu.

«Mitte-rechts in Bern?», fragte deshalb Politikforscher Michael Hermann im *Tages-Anzeiger*. Er zeigte sich im Februar noch skeptisch. «Bei den nationalen Wahlen 2011 haben FDP und SVP zusammen fast fünf Prozentpunkte verloren», stellte er fest. «Heute spricht wenig dafür, dass die beiden Parteien mehr als diese Verluste wettmachen können.» Die Freisinnigen müssten erst noch beweisen, dass sie eine Trendwende schafften. Das taten sie in den folgenden Wochen bei den Wahlen in Luzern, in Zürich und im Tessin: Überall legte die FDP zu.

Dagegen mussten die Grünliberalen und vor allem die Grünen die Sitze, die ihnen im Früh-

ling 2011 in der Aufregung nach der Katastrophe von Fukushima zugeflogen waren, wieder hergeben. Und die BDP hatte schon letztes Jahr in ihrem Stammland Bern mit dem Verlust von mehr als einem Drittel ihrer Parlamentssitze ein Debakel erlitten. Als «heimliche Verliererin» der kantonalen Wahlen seit 2011 erkannten die Politologen Daniel Bochsler und Pascal Sciarini deshalb die SP. Sie gewann zwar beim Wähleranteil leicht dazu: «Gleichzeitig sind aber alle ihre Partnerinnen im Sinkflug. Damit rücken politische Mehrheiten nach rechts.»

Was für die Kantonsparlamente galt, deutet sich auch für den Nationalrat an. So sieht das SRG-Wahlbarometer die FDP als strahlende Siegerin. Bei der Umfrage im Juni sprang sie gegenüber dem schlechten Ergebnis von 2011

Die FDP, vor vier Jahren landesweit im stolzen Alleingang, hat die Lektion gelernt.

gleich um zwei Prozentpunkte hoch, auf einen Wähleranteil von 17,1 Prozent. Als mit Abstand stärkste Partei hielt sich die SVP (26,1 Prozent), bei einem leichten Verlust von einem halben Prozentpunkt gegenüber den Wahlen von 2011 – was sie mit einer starken Mobilisierung, wie üblich, wettmachen könnte. Auf der Linken legte die SP zwar um 0,6 Prozentpunkte auf 19,3 Prozent zu. Aber alle ihre Verbündeten büssen allein schon mehr ein, so die Grünen (7,4 Prozent) und die BDP (4,4 Prozent) je einen

Prozentpunkt, was für den Wahlverein von Bundesrätin Widmer-Schlumpf bedeuten würde, dass er jedes fünfte Mitglied verlöre. Dasselbe Bild zeigen die Wahlbörsen, die sich dank der Weisheit der Massen mit den präzisen Prognosen bewähren: Die Wahlbörsianer beim *Tages-Anzeiger* sehen derzeit die FDP (+1,7 Prozent) und die SP (+1 Prozent) als Sieger, die CVP (–0,8 Prozent) und die Grünen (–0,8 Prozent) als Verlierer.

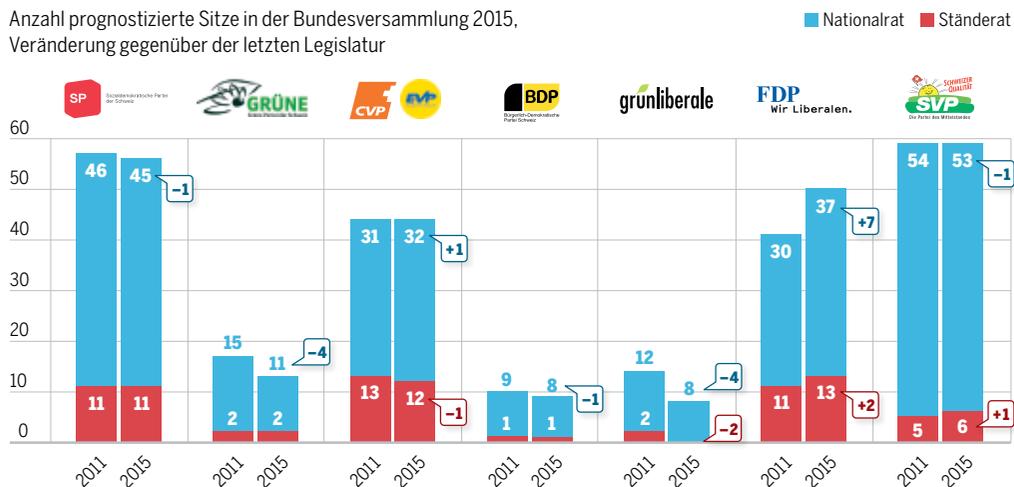
Tücken des Wahlsystems

Nur: In der Schweiz, mit den teils winzigen Kantonen als Wahlkreisen, lassen sich selbst die treffsichersten nationalen Prognosen nicht einfach auf Sitzzahlen im Parlament umlegen. Es kommt auf die Konstellation in jedem einzelnen Kanton an, vor allem auf die Listenverbindungen. Ohne die Möglichkeit, dass die Parteien solche taktischen Bündnisse eingehen, hätte 2011 gemäss dem Politologen Daniel Bochsler die SVP 8 Mandate mehr gewonnen, die GLP 5 ihrer 12 Sitze nicht gemacht.

Die Tücken des Wahlsystems zeigten sich vor vier Jahren absurd im Thurgau. Hier schlossen sich die vier Kleinparteien GLP, BDP, EVP und EDU zu einer Listenverbindung zusammen – die GLP gewann mit 5,2 Prozent schliesslich den Jackpot: Die Grünliberalen nahmen den Freisinnigen ihren Sitz ab, die zwar auf 11,2 Prozent gekommen waren, sich aber bei den Listenverbindungen geziert hatten. Die FDP, vor vier Jahren landesweit im stolzen Alleingang, hat die Lektion gelernt. Im Thurgau schliesst

Eine Gewinnerin, zwei Verliererinnen

Anzahl prognostizierte Sitze in der Bundesversammlung 2015, Veränderung gegenüber der letzten Legislatur



QUELLE: WELTWOCH

FDP im Hoch: Die Freisinnigen dürften zulegen, auf Kosten der Grünliberalen und der Grünen.



Albtraum der linken Vordenker: SP-Präsident Levrat.

sie sich mit der CVP, der BDP und der EVP zusammen; dazu findet jetzt auch noch die GLP in der grossen Listenverbindung Unterschlupf, kann aber ihr Mandat kaum halten. Dagegen dürfen die Thurgauer Freisinnigen, die in den letzten vier Jahren erstmals seit 1848 keine Vertretung nach Bern schicken konnten, von zwei Sitzen träumen – es reicht, wenn sie nicht gleich alle Dummheiten von 2011 wieder machen.

Eine Prognose für das eidgenössische Parlament kann also nur wagen, wer in jedem Kanton untersucht, wie sich die nationalen Trends und die taktischen Konstellationen auswirken. Das tut vor allem der junge Politologe Stefan Trachsel, der für die Schweizerische Depeschagentur im australischen Sydney das Weltgeschehen beobachtet. Was er mit den Methoden des amerikanischen Statistikstars Nate Silver

errechnet, veröffentlicht er auf seiner privaten Website Restmandat.ch.

Dabei arbeitet er mit Wahrscheinlichkeiten, also mit den Chancen der Parteien, in einem Kanton eine bestimmte Sitzzahl zu erreichen. Für die vierzehn grösseren Kantone, die sich statistisch analysieren lassen, sagt er voraus: Die FDP, die 2011 in diesen Kantonen 24 Sitze erreichte, dürfte in jedem Fall gewinnen, also 26 bis 32 Sitze erzielen. Die GLP dagegen kann fast nur verlieren, nämlich höchstens ihre 12 Mandate halten, einigermaßen sicher aber nur mit 7 Sitzen rechnen. Bei SVP, SP und CVP kommt es noch auf die Taktik und das Engagement an, ob sie zu den Gewinnern oder zu den

Die GLP kann fast nur verlieren, nämlich höchstens ihre 12 Mandate halten.

Verlierern gehören. Denn Stefan Trachsel betont: «Ein starker Wahlkampf, äussere Umstände oder auch Glück spielen in der Schweiz am Ende immer noch eine wichtige Rolle.»

Die Grünen sehen schwarz

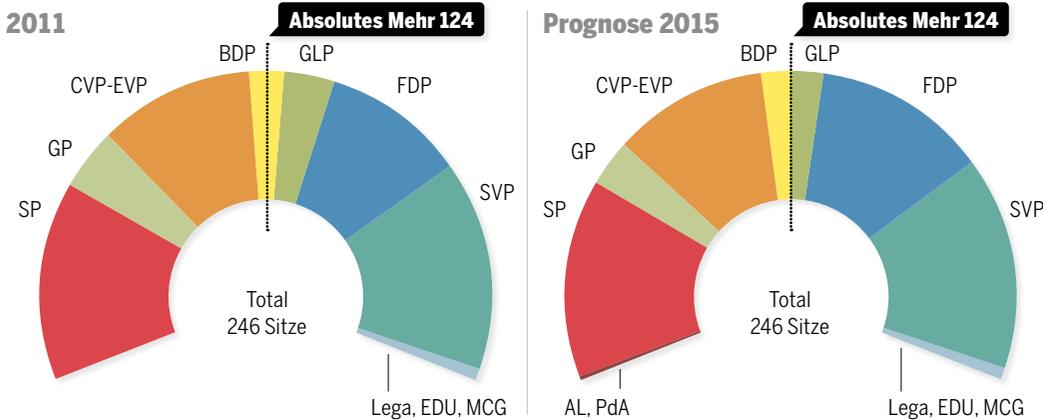
Was bedeutet das für die Machtverhältnisse in der Bundesversammlung? Lässt sich voraussagen, ob die Mehrheit bei den Wahlen kippt? Um diese Frage zu beantworten, hat die *Weltwoche* die Ausgangslage in allen 26 Kantonen untersucht, gestützt auf die Berechnungen von Stefan Trachsel, aber auch auf die Beurteilungen von Beobachtern wie in den aussagekräftigen Kantonsporträts der NZZ. Dabei hält sich die Prognose im Zweifel an den Status quo, denn das komplizierte Schweizer Wahlsystem ist träg: Zu grösseren Bewegungen kommt es nur, wenn wie vor vier Jahren neue Parteien mitmischen (GLP, BDP) oder neue Themen das Volk bewegen (Energiewende). So zeigt sich folgendes Bild:

Zumindest für seine eigene Partei braucht Christian Levrat nichts zu befürchten. Die SP muss nur im Kanton Bern, der einen Sitz weniger verteilen kann, mit einem Verlust rechnen. Andererseits kann sie trotz günstigen Prognosen kaum auf Gewinne hoffen: Vor vier Jahren verlor sie fast ein Prozent Wähleranteil, gewann aber mit Glück drei Sitze dazu. Doch es kommt – wie die Politologen Bochsler und Sciarini feststellen – gar nicht darauf an, wie die SP abschneidet, sondern wie sich ihre Verbündeten links der Mitte behaupten.

Die Grünen sehen zu Recht schwarz: Ihnen drohen Verluste in Zürich, Bern, Neuenburg und Genf. Immerhin sollte im Krisenkanton Basel-Landschaft – zumindest gemäss den Zahlen von Stefan Trachsel – Ex-Nationalratspräsidentin Maya Graf ihren Sitz halten können. Und zwei der gefährdeten Sitze dürften an (noch) linkere Parteien gehen: in Zürich an die Alternative Liste um den rührigen Anwalt

Spannender Kampf am Strich

Veränderung der Parteienstärken in der Bundesversammlung



QUELLE: WELTWOCH

Bangen um BDP-Sitz: Knappste Mehrheit für Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Markus Bischoff, in Genf an die Partei der Arbeit.

Bei den mit der Linken liebäugelnden Mitteparteien sollte sich wenig ändern, obwohl ihnen die Umfragen Verluste beim Wähleranteil voraussagen. Die CVP könnte sogar im Aargau, wo sie 2011 gleich zwei ihrer vier Mandate verlor und wo es jetzt einen Sitz mehr zu verteilen gibt, einen Gewinn feiern, allenfalls auch im Thurgau, wo sie in der grossen Listenverbindung der Mitte antritt. Und die BDP muss wohl nur im Kanton Zürich einen Verlust verbuchen; Nationalrat Lothar Zörjen trat denn auch vorzeitig zurück.

Hart trifft das Wählerverdikt dagegen wohl die Grünliberalen, die SP-Präsident Levrat zwar nicht bei den Bundesratswahlen, aber in seiner Rechnung für die Energiewende braucht. Sie können die vor vier Jahren nur mit geschickten Listenverbindungen errungenen Sitze in Graubünden, in St. Gallen und im Thurgau fast sicher nicht halten, in Luzern kaum; dazu wackelt ein Sitz in Bern.

Koalition für die Energiewende

Wie sieht es rechts von der Mitte aus? Ein Gewinn winkt der SVP in Schwyz, in Uri, wo die FDP den Sitz ihrer abtretenden Fraktionschefin Gabi Huber aufgibt und die SVP mit Regierungsrat Beat Arnold antritt, sowie möglicherweise in Zürich, vor allem weil der Kanton einen Sitz mehr vergeben kann. Dagegen drohen der Partei Verluste im Kanton Solothurn, welcher über einen Sitz weniger verfügt, im Thurgau, wo der zurückgetretene Peter Spuhler die Stimmen für seinen Sitz allein einsammelte, und in Neuenburg sowie in der Waadt, wo die SVP vor allem mit Skandalen von sich reden macht.

Als einzige grosse Siegerin bleibt so die FDP. Neben dem möglichen doppelten Gewinn im Thurgau kann sie auf zusätzliche Sitze in Zürich, in Graubünden, im Aargau, in der Waadt, im Wallis und in Genf hoffen. Das würde, minus

den Sitz in Uri, in der Endabrechnung ein Plus von sieben Sitzen machen. Und doch muss der absehbare Sieg der Freisinnigen – vor allem auf Kosten der verwandten Grünliberalen – bei den Nationalratswahlen den SP-Präsidenten noch nicht beunruhigen: Die Koalition für die Energiewende (SP, GP, CVP/EVP, GLP), die in den meisten Fällen auch Bundesrätin Widmer-Schlumpf stützte, käme immer noch auf eine knappe Mehrheit von 106 Stimmen, ohne die Grünliberalen allerdings nur noch auf 98 Sitze.

Ob die Mehrheit in der Bundesversammlung kippt, entscheidet sich deshalb in den Ständeratswahlen, also voraussichtlich erst nach dem 18. Oktober, in den zweiten Wahlgängen. Diese Ergebnisse lassen sich noch schwieriger voraussagen, weil es nicht auf Wähleranteile ankommt, sondern auf das absolute Mehr (im ersten Wahlgang) beziehungsweise auf das



Geschick und Glück: Politologe Trachsel.

relative Mehr (im zweiten Wahlgang), also auf Konstellationen und Koalitionen. Dazu beweisen die Wähler in diesen Persönlichkeitswahlen meistens Treue. So darf auch SP-Ständerat Claude Janiak, der in Basel-Landschaft seiner Partei zuliebe gegen starke Konkurrenz nochmals antritt, auf seine Wiederwahl vertrauen.

Jositsch darf hoffen

Selbst die Parteikonstellationen bewegen sich kaum. So kann es die FDP wagen, die beiden frei werdenden Sitze in Appenzell-Ausser Rhoden (Hans Altherr) und Luzern (Georges Theiler) mit den Jungstars Andrea Caroni beziehungsweise Damian Müller zu verteidigen. In Uri erringt sie statt dem aufgegebenen Nationalratsmandat einen Ständeratssitz mit Finanzdirektor Josef Dittli; dazu gewinnt sie möglicherweise jenen von Nidwalden mit Baudirektor Hans Wicki – erstmals seit 1848 würde ihn nicht mehr die CVP besetzen. Während die Freisinnigen also per saldo zwei Gewinne erwarten können, müssen sich die Grünliberalen wohl mit dem Verlust ihrer bei-

Die Ständeratsschlachten finden in Zürich, in Bern, in St. Gallen, im Aargau und im Wallis statt.

den Sitze abfinden: Während sie jenen von Markus Stadler in Uri kampflos freigeben, kann in Zürich wohl Martin Bäumle jenen von Verena Diener nicht verteidigen.

Die Ständeratsschlachten finden in Zürich, in Bern, in St. Gallen, im Aargau und im Wallis statt. Dabei kommt es darauf an, ob grosse Kaliber wie Ruedi Noser (FDP) in Zürich, Karin Keller-Sutter (FDP) in St. Gallen oder Werner Luginbühl (BDP) in Bern die Hürde schon am 18. Oktober überspringen, wie sich die Konkurrenten dahinter einreihen und welche Koalitionen sich für die zweiten Wahlgänge ergeben – in denen die SVP vor vier Jahren ihren «Sturm aufs Stöckli» endgültig verbockte. Die *Weltwoche* wagt die Prognose: In Bern, im Aargau und im Wallis dürfte sich parteipolitisch nichts ändern; in Zürich kann am ehesten Daniel Jositsch (SP) auf ein Mandat hoffen, in St. Gallen vielleicht Thomas Müller (SVP) dem vor vier Jahren im bürgerlichen Kanton sensationell gewählten Linksaussen Paul Rechsteiner (SP) den Sitz abjagen.

Was bedeutet das in der Endabrechnung für die Machtfrage von Christian Levrat? Seine Koalition hätte bei den Bundesratswahlen vom 9. Dezember immer noch eine knappe Mehrheit, statt 128 aber nur noch 124 Stimmen, also exakt das absolute Mehr. Das heisst: Es kommt darauf an, mit wie viel Geschick und Glück die Parteien kämpfen, und vor allem, wer für die Mitteparteien CVP, GLP und auch FDP nach Bern geht – die Wahlen versprechen viel Spannung. ○

Jede Woche ein Waldsterben

Von Hubert Mooser — Die stabile personelle Besetzung des Bundesrates hat zu einer Reihe für die Schweiz untypischer links-grüner Entscheide geführt. Jetzt ist der Nervenkrieg um die Macht im Lande entbrannt.



Eine volle Legislatur überstanden: Bundesratsreisli, Juli 2015.



Genau neunzig Jahre hat es gedauert, dass in der Schweiz eine Regierungsmannschaft wieder einmal in unveränderter Formation eine volle Legislatur überstanden hat. Doris Leuthard (CVP), Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), Ueli Maurer (SVP), Didier Burkhalter (FDP), Johann Schneider-Ammann (FDP), Alain Berset (SP) und Simonetta Sommaruga (SP) regieren das Land seit 2011. Eine solche personelle Stabilität im Bundesrat ist selten; das letzte Mal war dies in der Legislatur 1922–1925 der Fall. Dazwischen führten Todesfälle, Krankheiten, Skandale und Parteitaktik zu Ersatzwahlen vor Ablauf der Wahlperiode.

Was besser ist für das Land – häufige Wechsel in der Landesregierung wie zwischen 2007 und 2011, als vier Bundesräte vor Ende der Legislatur zurücktraten, oder Kontinuität wie unter dem aktuellen Bundesrat: Die Frage ist nicht abschliessend zu klären. Fest steht jedoch: In ihrer aktuellen stabilen Besetzung hat die Regierungsmannschaft eine für die Schweiz untypische links-grüne Dynamik entwickelt und einige spektakuläre Entscheide gefällt.

SP profitiert am meisten

Als vor fast dreissig Jahren in der Schweiz plötzlich das Waldsterben ausbrach und die bürger-

liche Mehrheit im Bundesrat eine neue Umweltpolitik aufgleiste und scharfe Massnahmen zur Luftreinhaltung ergriff, galt dies als politische Sensation. Die aktuelle Regierung fällt heute beinahe im Wochenrhythmus Entscheide, die viel weiter gehen als die beschlossenen Massnahmen nach dem Waldsterben, das dann nie stattgefunden hat. Zum Beispiel der Atomausstieg inklusive Energiestrategie 2050, neue Strafverfolgungsinstrumente für die Steuerbehörden, Zwang für Unternehmen zu Lohnanalysen betreffend Geschlechter oder auch Vorschriften zum ökologischen Umbau der Wirtschaft.

Verständlicherweise würde vor allem SP-Präsident Christian Levrat gerne weitermachen wie bisher. Seine Partei profitiert am stärksten von den stabilen Verhältnissen in der Regierung. Aber wenn die letzten Trendmeldungen der Demoskopien stimmen, dann dürfte die Rechte bei den Wahlen zulegen. Die Formkurve der FDP zeigt jedenfalls nach oben. Leichte Sitzverschiebungen nach rechts auf Kosten der Mitte könnten dann bei den Bundesratswahlen gröbere Auswirkungen haben.

Darum ist ein Nervenkrieg um die Macht im Lande entbrannt. Levrat warnt in der *Sonntagszeitung* vor AHV-Alter 67, wenn SVP und FDP im Bundesrat die Mehrheit bekämen. CVP-Fraktionschef Filippo Lombardi polterte im *Corriere*

del Ticino gegen seine Parteikollegen. Die von CVP-Präsident Christophe Darbellay und dem früheren Fraktionschef Urs Schwaller organisierte Abwahl von Christoph Blocher als Bundesrat im Jahr 2007 sei ein Fehler gewesen. Lombardi findet, die SVP müsse wieder mit zwei Sitzen im Bundesrat vertreten sein.

SVP-Präsident Toni Brunner kritisiert dagegen das Asylchaos, welches Migrationsministerin Sommaruga angerichtet hat, und lanciert SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz als Bundesratskandidaten: «Adrian Amstutz würde ein Asylmoratorium einführen, die Grenzkontrollen verbessern und die Gesetzgebung konsequent umsetzen», sagt Brunner (Adrian Amstutz hat bereits abgewunken). Die

Die FDP-Bundesräte zünden eine PR-Nebelpetarde nach der anderen.

Attraktivität des Asyllandes Schweiz würde mit ihm markant abnehmen. Aber gegen wen die SVP ihren asylopolitischen Supermann aus Bern montieren möchte – gegen SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga oder Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf –, will der SVP-Parteichef erst nach den Parlamentswahlen am 18. Oktober verraten. Im Fokus steht wohl der Sitz von Widmer-Schlumpf – weil ihrem Wahlverein aus der politischen Mitte eine Niederlage droht.

Powerplay von Levrat und Landolt

Als strategischer Fehlgriff könnte sich erstens die Absage der BDP an die CVP zu einer Union erweisen und zweitens das Powerplay von Levrat und Martin Landolt gegen die FDP-Bundesräte. Das Erste hat einige Vertreter der CVP verärgert. Das Zweite hat die FDP zusätzlich beflügelt. Bis vor einem Jahr war nicht sicher, dass beide FDP-Bundesräte tatsächlich wiedergewählt würden. Landolt und Levrat drohten abwechslungsweise mit der Abwahl des einen oder anderen FDP-Vertreters. Die Stäbe Burkhalter und Schneider-Ammann hatten sich auch bereits auf einen zermürbenden Bruderkrieg eingerichtet, ähnlich dem vor den Wahlen 2003 zwischen den CVP-Bundesräten Ruth Metzler und Joseph Deiss.

Die Ausgangslage hat sich geändert. Die FDP gewann seither eine kantonale Wahl nach der anderen. Und die FDP-Bundesräte zünden eine PR-Nebelpetarde nach der anderen. Unzählige Auftritte hat Schneider-Ammann allein mit seiner Fachkräfteinitiative absolviert – aber das inländische Fachkräftepotenzial wird immer noch nicht besser genutzt. Burkhalter lässt sich dagegen von seinen Gefolgsleuten im Parlament als Friedensnobelpreisträger lancieren. Die Wiederwahl der beiden FDP-Bundesräte gilt inzwischen als gesichert. Stabilität in der Landesregierung ist eben auch nicht alles. ○

Arbeitsteilung

Von Henryk M. Broder — Die einen laden ein, die anderen schieben ab.



Mein Name ist Abbas, ich komme aus dem Irak, in meiner Heimat kann ich nicht mehr leben, ich wurde dort verfolgt. Daher möchte ich in Deutschland Asyl beantragen, ich hoffe, hier ein sicheres Leben führen zu können.» Der junge Mann sieht nicht aus, als habe er eine anstrengende Flucht hinter sich. Die Frisur sitzt, der Dreitagebart ist sorgfältig getrimmt. Mit einem (leeren) Koffer in der Hand steht er vor einer «Aufnahmeeinrichtung» für Flüchtlinge, allein auf weiter Flur. «Endlich angekommen», sagt er, «ich bin gespannt, was mich hier erwartet.» Es ist eine Mitarbeiterin des Bundesamtes für Migration. Sie geht auf ihn zu und sagt: «Guten Morgen, wie kann ich Ihnen helfen?» Und so geht es weiter. Überall, wo Abbas hinkommt, wird er von freundlichen Helfern im Empfang genommen, die ihn individuell und liebevoll betreuen. Wie einen Gast, auf den man lange gewartet hat.

Am Ende erfahren wir: Der Film über das «Deutsche Asylverfahren» wurde vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in neun Sprachen produziert, unter anderem in Albanisch, Arabisch, Serbisch und Paschtu, und mit Mitteln aus einem EU-Fonds gefördert. Der Darsteller heisst weder Abbas, noch ist er ein Flüchtling aus dem Irak, sondern ein Schauspieler.

Szenenwechsel. Wir sehen Menschen, die von der Polizei zu einem Bus eskortiert werden. Eine Stimme aus dem Off sagt, diese Personen seien «falschen Versprechungen von Betrugern» aufgefressen und hätten sich «in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft auf den Weg nach Deutschland» gemacht. Wer diesen Kriminellen glaube, der «tauscht sein Vermögen nur gegen Lügen und Illusionen ein, die mit der Wahrheit nichts zu tun haben». Dann sagt die Stimme aus dem Off noch: «Bitte nehmen Sie diese Informationen sehr ernst... Ruinieren Sie nicht sich und Ihre Familie finanziell und wirtschaftlich für Ihre Schleusung nach Deutschland, sondern helfen Sie mit, Ihr Heimatland aufzubauen, bringen Sie Ihre Kenntnisse und Fertigkeiten dort ein...»

Im Klartext: «Tun Sie sich und uns einen Gefallen und bleiben Sie, wo Sie sind.»

Dieses Video wurde von der Bundespolizei produziert, der die Aufgabe zufällt, die Flüchtlinge abzuschieben, die das andere Video offenbar missverstanden haben.

Schwarzer Peter

Von Silvio Borner — Das Euro-Projekt zwingt die Steuerzahler von Land A, für die schwache Wirtschaft in Land B zu zahlen. Griechenland ist nur der Vorbote eines Mega-Konflikts.

Das Problem ist nicht Griechenland. Das Problem ist der Euro. Die Gemeinschaftswährung hat innerhalb von zehn Jahren die europäische Integration in ihr Gegenteil verkehrt: Alte und neue Konflikte brechen auf. Das Problem ist ein politisches, kein ökonomisches. Schon bei der Einführung des Euro hiess es von ganz oben, es ginge um mehr als um ökonomischen Kleinkram. Genau dieser hat sich aber im Laufe der Zeit als wesentlicher Konfliktherd herausgestellt. Ökonomisch ist die Sache schon seit Jahren klar. Griechenland ist überschuldet und kann sich aus eigener Kraft nicht mehr befreien. Entweder werfen die Nord- und Osteuropäer dem schlechten Geld noch schlechteres nach, oder die Griechen verlassen den Euro-Raum. Ob sie von den anderen rausgeworfen werden oder freiwillig austreten, ist ökonomisch nicht entscheidend. Entscheidend wird sein, was die Griechen nachher machen.

Jedermann weiss, wie ein Konkurs oder Bankrott bei privaten Schuldnern entsteht und abläuft. In der Bilanz sind die Verpflichtungen grösser als die Assets geworden, so dass das Eigenkapital negativ ist. Das heisst für ein Unternehmen, dass es seine Bilanz beim Konkursrichter deponieren muss. Dieser verscherbelt die noch vorhandenen Vermögenswerte und bedient damit anteilmässig die Gläubiger.

Die Aktionäre haben alles verloren, die Kreditgeber einen Teil. Und die noch werthaltigen Assets sind in anderen, hoffentlich besseren Händen. Im privaten Sektor haften also primär die Eigentümer für die Schulden, aber die Gläubiger tragen einen Teil des Verlustrisikos mit. Doch niemand wird gezwungen, Eigen- oder Fremdkapital zur Verfügung zu stellen.

Die Bilanz des Staates ist ganz anders aufgebaut. Für seine Schulden haften die Steuerzahler von heute und vor allem die von morgen. Die Überschuldung manifestiert sich in der Bilanz somit nicht als negatives Eigenkapital, sondern als Versiegen ausländischer Kreditquellen angesichts der im Vergleich zum Bruttoinlandsprodukt (BIP) zu hohen Verschuldung. Die Gläubiger sind bei Staatsschulden einem sogenannten Souveränitätsrisiko ausgesetzt, weil der überschuldete Staat einseitig seine Unwilligkeit oder Unfähigkeit zur Bedienung oder Rückzahlung seiner Schulden erklären kann. Es kommt also nicht der Konkursrichter, der dem Land seine Vermögenswerte wegnimmt

und verhöckert, sondern der Pariser Club, der verhandelt, wie viel das Land noch bezahlen muss, um nicht auf ewig die Kreditfähigkeit zu verlieren. Auch das ist bei einem kleinen Land wie Griechenland kein grosses Problem. Die unvorsichtigen Kreditgeber verlieren einen Teil ihrer Kredite. Die inländische Bevölkerung verliert kurzfristig durch die damit verbundene Währungsabwertung mit Inflation an Wohlstand, hofft aber auf mittlere Sicht auf eine Erholung der Wettbewerbsfähigkeit.

EU existenziell gefährdet

Mit dem Euro ist aber alles ganz anders geworden. Griechenland darf oder kann nicht abwerten, so dass eine unilaterale Bankrotterklärung nicht viel bringt. Andererseits haben die meisten EU-Länder und die Europäische Zentralbank (EZB) den Griechen aus rein politischen Motiven viel zu viele Kredite gegeben oder solche privaten Gläubigern abgenommen. Wir

haben also eine doppelte Risikotransformation: von privaten zu öffentlichen Gläubigern und von griechischen Steuerzahlern auf deutsche (und andere). Ökonomisch betrachtet, ist dieses Geld zu einem wesentlichen Teil verloren, politisch will das aber niemand zugeben. Der «Grexit» mit Schuldenschnitt ist ökonomisch unvermeidbar, und dies seit Jah-



ren. Politisch findet indes ein Schwarzer-Peter-Spiel statt, welches das Problem nicht löst – ein Spiel, das zwar nicht primär den Euro, aber die EU existenziell gefährdet. Genauso wie die leidige wirtschaftliche Entwicklung in Griechenland zu einer Linksregierung geführt hat, wird sich in Nordeuropa wie bereits in Grossbritannien eine EU-feindliche Rechtsopposition durchsetzen. Wenn starke Länder aus dem Euro austreten, wird mehr zusammenbrechen als die gemeinsame Währung.

Dazu ein schiefer Vergleich: Uri ist finanziell stärker vom Bund und den starken Kantonen abhängig als von seinen eigenen Steuerzahlern. Aber die Schweiz ist ein Bundesstaat mit einer historisch gewachsenen und institutionell abgesicherten Solidarität. Dass die Urner dadurch frech und faul werden, ist bis jetzt noch nicht erkennbar. Trotzdem mucken die immer weniger werdenden Geberkantone auf. Weniger wegen des ressourcenarmen Kantons Uri als etwa gegen das grosse Bern, das sich auf dem sanften Ruhekitzen von Milliardentransfers ausruht.

Showtime!

Von Hansrudolf Kamer — Der amerikanische Wahlkampf hat die erste TV-Debatte der Republikaner erlebt, die überraschend hohe Quoten generierte. Das Schauspiel bot beste Unterhaltung.



Alte Wahrheiten gelten nicht mehr. Die erste Fernsehdebatte im Vorwahlkampf der Republikaner in Cleveland, normalerweise eine müde Pflichtübung, brach alle Rekorde. 23 Millionen Menschen

klebten am Schirm. Vor vier und acht Jahren waren es nur 2 Millionen gewesen. Seit es Kabelfernsehen gibt, waren noch nie so viele Zuschauer bei einem politischen Nachrichtenprogramm registriert worden.

Fox News, der Veranstalter des Spektakels, ist ein Netzwerk mit einem populistischen Touch, das normalerweise ein älteres und konservatives Publikum anspricht. Diesmal waren auch sehr viele Jüngere dabei. Die Zahlen führten natürlich zum voreiligen Schluss, beim amerikanischen Publikum sei ein neues Interesse für das politische Geschehen erwacht.

In früheren Jahren war es das Hauptanliegen der Kandidaten, in den überregulierten Debatten Fehler zu vermeiden. Mit einschläfernden Wortkonserven verbreiteten sie lähmende Langeweile. Nur Polit-Aficionados konnten dem Geschehen etwas Spannung abgewinnen. Die seltenen Ausrutscher wurden als heisse News an die grosse Glocke gehängt.

Fox hatte auch an diesem Abend – wie seine Konkurrenten der TV-Branche – stets die Einschaltquoten im Blick. So wurde eine unterhaltssame Show aufgelegt, bei der sich die gestylten Moderatoren selber ausgiebig profilierten, ihre oft pointierten Meinungen kund taten und dann die Kandidaten aufs Glatteis zu führen versuchten.

Es war eine Art Reality-TV mit viel Theatralik. So begann die Frage an Bobby Jindal in der Nachmittagsveranstaltung mit der apodiktischen und sicher falschen Feststellung: «Niemand in Louisiana mag Sie!» Oder der ehemalige Gouverneur von New York, George Pataki, wurde mit der herablassenden Frage konfrontiert: «Wer sind Sie schon wieder?»

Nun bewirkte allein die Präsenz des Immobilien-Moguls Donald Trump eine Vaudeville-Atmosphäre. Der grobe Rotschopf und die Kontroversen, die er auslöst, erregen automatisch Aufmerksamkeit, die von den Medien in alle Ecken Amerikas verbreitet wird. Nach der Show ging der Rummel weiter und endete –

vorläufig – mit einer Diskussion über angebliche Menstruationsprobleme der Moderatorin.

Trump braucht die Republikaner nicht. Er hätte ebenso gut bei den Demokraten andocken können. Vielleicht kandidiert er schliesslich als Unabhängiger, vielleicht hat er auch nach einer Weile genug. Seine Popularität ist aber kein Beleg dafür, dass die Amerikaner nur auf das Primitive abfahren. Vielmehr wollen sie sehen, ob die andern Kandidaten es ebenfalls wagen, etablierte Weisheiten und politische Korrektheiten in Frage zu stellen.

Mit siebzehn ambitionierten Teilnehmern wird jede Fernsehdebatte schwierig. Deshalb dürfen nur die Bewerber mit den zehn besten Durchschnittswerten bei nationalen Umfragen auf der grossen Bühne am Abend auftreten, während die restlichen sieben am Spätnachmittag ohne Publikum um Beachtung buhlen müssen. Doch auch die Zweitligisten hatten dreimal mehr Zuschauer, als Mitt Romney und John McCain vor vier und acht Jahren anlocken konnten. Etwas hat sich verändert.

Die Parteizentralen doktern seit Jahrzehnten an der Selektion herum. Die Republikaner sind von der hohen Anzahl ihrer Kandidaten überrumpelt worden. Aus der Niederlage vor vier Jahren zogen sie den Schluss, dass Mitt Romney in den Primärwahlen durch die ständigen Angriffe seiner republikanischen Geg-

ner zermürbt worden sei und der neue Bannerträger deshalb besser geschützt werden müsse.

Das Verfahren soll die Spreu vom Weizen trennen und die chancenreicheren Kandidaten von den «ferner liefern» absondern. Doch das Hauptproblem ist die Datenbasis. Nationale Umfragen sechs Monate vor dem ersten Kräftenessen in Iowa besagen wenig. Hätte Amerika nationale Primärwahlen, wären Jimmy Carter, Bill Clinton und Barack Obama nie Präsident geworden. Es sind der föderalistische Aufbau – der Beginn im Kleinen mit Iowa und New Hampshire – und die lange Dauer der Auswahlprozedur, die Prognosen schwierig machen.

Der kühle Datenmensch

Die Republikaner haben diesmal eine Reihe ansprechender Aspiranten, die erprobte Wahlkämpfer und bewährte Inhaber von Exekutivämtern (Gouverneure) sind. Ihre Chancen gegen eine verbrauchte wirkende Hillary Clinton wären nicht schlecht. Indem sich die Partei aber ein Auswahlverfahren auferlegt, das durch eine ungeeignete und arbiträre Zweiteilung des Kandidatenfelds eine freie Debatte einschränkt, könnte sie wieder bei einem falschen Fahnenjunker landen. Und damit ist nicht Donald Trump gemeint.

John McCain unterbrach im September 2008 seinen Wahlkampf wegen der grossen Finanzkrise und erweckte den Eindruck von Panik. Mitt Romneys Mobilisierungsmaschine versagte am Wahltag, und viele seiner Wähler blieben zu Hause. Der kühle «Datenmensch» hatte sein eigenes Instrument nicht im Griff. Ein drittes Mal möchten die Republikaner so etwas nicht erleben.



Vaudeville-Atmosphäre: republikanisches Kandidatenfeld mit Trump (l.), 6. August 2015.

Von Mitleid und Hochmut

Von Christoph Mörgeli

Es ist die übliche Jubelmeldung von der Entwicklungshilfe: Am 5. August publizierte die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) ihre aktuelle Information über Bangladesch. Der Grundtenor lautet wie immer. Auch die für 2015 geplanten 32,3 Steuermillionen – letztes Jahr waren es noch 26,7 – sind aufs Sinnvollste eingesetzt: für bessere Lokalverwaltungen, mehr Demokratie, effizientere Berufsbildung. Unser Verwaltungsapparat tut das, was er am besten kann: Er beschäftigt sich auch im Ausland am liebsten mit dem Verwaltungsapparat.

Nun ist unsere Deza vollkommen unschuldig, wenn Bangladesch in Südasiens ein jährliches Wirtschaftswachstum von erfreulichen fünf Prozent aufweist. Vielmehr setzt das 155-Millionen-Land konsequent auf die Privatwirtschaft als einziges Mittel zur Armutüberwindung. In der Schweiz kämpfen wir mit dem Nullwachstum – unter anderem wegen ständig steigender Entwicklungshilfeausgaben.

Gerade in Bangladesch wäre bei der Entwicklungshilfe Vorsicht geboten. Das weiss jeder Eingeweihte spätestens seit 1985, als Brigitte Erler ihr Buch «Tödliche Hilfe» veröffentlicht hat. Damals kam ausgerechnet die SPD-Politikerin und Mitarbeiterin im deutschen Ministerium für Entwicklungshilfe nach ihren Dienstreisen zum Schluss, dass jegliche staatliche Entwicklungshilfe grundsätzlich schädlich ist. Die Kämpferin gegen Rassismus merkte, dass westliche Entwicklungshilfe im Grunde davon ausgeht, dass die unterstützten Afrikaner und Asiaten «entweder dumm oder faul oder beides sind». Unsere Entwicklungshilfe ist nichts weiter als ein ungeniessbares Gebräu aus Mitleid und Hochmut.

Gnadenlos sezierte Brigitte Erler das zynische Zusammenspiel von westlicher Industrie mit den Reichen in den Empfängerländern und der «grossen Interessengemeinschaft von Bürokraten». Sie zeigte, wie unsere Firmen für Bangladesch Tiefbrunnenpumpen liefern durften. Wie die korrupte lokale Oberschicht (*water lords*) sich diese unter den Nagel riss und das Wasser gewinnbringend verkaufte. Wie der über Jahrhunderte ökologisch eingespielte Grundwasserpegel absank und viele tausend Kleinbauern und Fischer in noch grössere Not gerieten. Diese westlichen Wasserpumpen sind nur ein Beispiel. Aber es zeigt besonders drastisch, dass wir vermeintlichen Entwicklungshelfer ziemlich Pumpen sind.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Spuhler for President

Von Peter Bodenmann — Die Nationalbank musste 50 Milliarden Verlust mit Gelddrucken kompensieren. Schuld daran ist die SVP.



Auf dem Penalty-Punkt: Peter Spuhler, Unternehmer und SVP-Politiker.

Unter dem Druck der SVP und ihrer ökonomischen Vorbeter haben Jordan und Co. Mitte Januar 2015 die Nerven verloren. Sie haben die Auswirkungen der Freigabe des Wechselkurses auf die Schweizer Wirtschaft unterschätzt. Wir rutschen in eine selbstverschuldete SVP-Deflation. Mit Nebenwirkungen: Die Nationalbank hat in den letzten sechs Monaten fünfzig Milliarden Schweizer Franken versenkt. Damit könnte man 120 Furka-Löcher oder zehn neue Lötschbergtunnels bauen.

Die Schweizer Medien trösten uns. Es handle sich nur um Papierli-Verluste. Wichtig sei, dass die Nationalbank unabhängig von politischem Einfluss ihren verfassungsmässigen Auftrag erfüllen könne. Wahr ist: Wir leiden neu unter einer verfassungswidrigen Minusteuerung samt Negativzinsen. Und die Bilanzsumme der Nationalbank nahm trotz Verlusten von fünfzig Milliarden Franken zu. Weil Jordan und Co. klammheimlich einen neuen, zu tiefen Mindestkurs einführten. Und im Gegensatz zu den erfolgreichen Dänen Geld drucken mussten.

Während der Griechenlandkrise lag der neue Schweizer Mindestkurs bei Fr. 1.04. Jetzt soll er auf Fr. 1.10 pro Euro angehoben werden. Dies geht – weil Jordan und Co. jede Glaubwürdigkeit verloren haben – nur mit Gelddrucken. Niemand kann aus den Jordan-Boys intelligente Verteidiger eines Mindestkurses machen. Schlicht, weil unsere Nationalbank vor sieben

Monaten kläglich vor den Währungsspekulanten kapitulierte. Und die Kapitulation faktenwidrig als alternativlos darstellte.

Der berechtigte Ärger über die SVP wird bei den KMU immer grösser. Jetzt muss ausgerechnet im SVP-Kanton Schwyz, in Rothenthurm, eine Möbelfabrik mit 48 Angestellten schliessen. Wegen des zu starken Frankens. Im Herbst wird es in vielen Branchen zu weiteren Entlassungen und Schliessungen kommen.

Bürgerliche Wirtschaftspolitik müsste wie folgt aussehen: 400 Milliarden real existierende Nationalbankfranken werden in einen Staatsfonds eingebracht. SVP-Mann Peter Spuhler wird Präsident. Der jährlich zu erzielende Ertrag von durchschnittlich drei Prozent fliesst zu je einem Viertel an den Bund, die Kantone, die Gemeinden und die AHV. Damit unter anderem die Verluste bei der Unternehmenssteuerreform III nicht kompensiert werden müssen. Jordan wird wegbefördert. Seine Nachfolger erhöhen den Mindestkurs schrittweise Richtung Kaufkraftparität zum Euro. Damit die kleine Schweiz wieder mit erfolgreichen Regionen wie Baden-Württemberg und Bayern mithalten kann.

Der Ball liegt auf dem Penalty-Punkt. Freisinn, CVP, BDP und Grünliberale sind gelähmt. Warum eigentlich?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Historische Erblast

Von Kurt W. Zimmermann — Wehe, die Medien beschreiben ein Medienprojekt als «innovativ». Der Schuss geht meist nach hinten los.

Zuletzt ging auch der Gründer des Kanals. Der frühere SRG-Mann Kurt Schaad trat eben als Präsident des TV-Jugendsenders Joiz zurück.

Kurz zuvor waren schon drei Moderatoren und vier Mitglieder der Geschäftsleitung gegangen. Der Exodus ist verständlich. Denn der Sender ist kein Erfolg. Sein messbarer Marktanteil bewegt sich nur knapp oberhalb der Quote von 0,0 Prozent.

Darum werden auch die meisten Leser dieser Kolumne noch nie von einem TV-Jugendsender namens Joiz gehört haben. Aber wir können an diesem Beispiel einen Mechanismus der Medienbranche schön aufzeigen. Es ist der Mechanismus der Selbstbespiegelung.

Bei Joiz, das nahezu ohne Publikum sendet, handelt es sich um ein «Musterbeispiel eines innovativen Medienunternehmens» (*Schweiz am Sonntag*). Bei Joiz, das nahezu ohne Publikum sendet, handelt es sich um eine «Innovation auf Expansionskurs» (*Handelszeitung*).

Es gibt in der Medienbranche ein verlässliches Prinzip. Wenn Journalisten über andere Medienprojekte berichten, dann bejubeln sie schnell einmal eine «Innovation».

Dann kann man als Nichtjournalist wiederum ziemlich sicher sein, dass die gepriesene Innovation früher oder später erfolglos endet.

Man kann das an den letzten Beispielen gut belegen. Vor anderthalb Jahren starteten etwa die Aargauer AZ Medien das Online-Portal Watson. Es war eine Idee, die in den Medien als extrem innovatives Erfolgsmodell gefeiert wurde. Inzwischen schafft das Projekt gerade mal sieben Prozent der Visits, die der Marktleader *20Minuten* in der Schweiz erreicht. Vor einem halben Jahr startete die *Neue Zürcher Zeitung* online in Österreich als *Nzz.at*. Es war eine Idee, die in den Medien als extrem innovatives Erfolgsmodell gefeiert wurde. Inzwischen krebst das Projekt bei den Nutzerzahlen auf den allerletzten Rängen von Österreichs nationalen News-Sites herum.

Dass selbst marktferne News- und TV-Angebote als prächtige Innovationen abgefeiert werden, hat mit der historischen Erblast der Medienbranche zu tun.

Die Medienbranche gehört zu den innovationsärmsten Industrien der Welt. Ihre letzte echte Innovation stammt aus den fünfziger Jahren, als das heutige TV-Programmschema entstand. Mit etwas Nachsicht könnten wir aus den Neunzigern auch die Online-Sites der Verlage als Neuerung dazuzählen, aber das braucht viel Nachsicht, weil sie bis heute nicht



Nahezu ohne Publikum: Jugendsender Joiz.

viel mehr als elektronisch angereicherte Zeitungen sind.

Die wirklichen medialen Innovationen wie Social Media, Kontaktplattformen, Weblogs, Suchmaschinen, Bild- und Videoportale wurden nicht in Verlags- und TV-Konzernen, sondern von Quereinsteigern entwickelt. Selbst in ihrem Stammgeschäft der Kleinanzeigen misslang es den Verlagen, die heutigen digitalen Rubrikenmärkte aufzubauen. Es waren externe Start-ups, die von der schwerfälligen Medienindustrie später teuer zurückgekauft werden mussten.

Bezos' *Washington Post*

Die Medienbranche ist schwerfällig, das wird sie immer bleiben. Neue Ideen gibt sie kaum her. Nicht einmal Wunderheiler schaffen das.

Besonders deutlich wurde dies, als erstmals einer dieser famosen Internet-Gurus ein Traditionsblatt kaufte. Vor zwei Jahren übernahm Amazon-Gründer Jeff Bezos die *Washington Post*.

Nun prognostizierte die Branche wieder einmal die ganz grosse Innovation. Nichts dergleichen geschah. Die bisher beste Idee von Bezos war, dass die Abonnenten von 270 anderen Zeitungen unentgeltlichen Zugang zum Online-Auftritt seiner *Post* bekamen.

Den eigenen Inhalt gratis wegzugeben – das wäre der Medienbranche auch noch selber eingefallen.

Brückenbauerin

Von Beatrice Schlag — Über Amy Schumers Komik lachen alle.

Auf der Piazza Grande in Locarno fand am vergangenen Samstag die Europa-Premiere von «Trainwreck» statt. In dem Film spielt die für ihre TV-Serie «Inside Amy Schu-



mer» in den USA gefeierte Komödiantin ihre erste Kinohauptrolle. Da sie auch Drehbuchautorin des Films ist und Sex zu den grossen Themen ihrer Shows gehört, war die unbefangene Derbheit ihrer Dialoge keine Überraschung. Die Presse berichtete erwartungsgemäss über ihren Brachialhumor, ihre vulgäre Sprache, ihre Zweifel an Monogamie und ihre robuste Figur. Niemandem schien aufzufallen, dass ausgerechnet die erklärte Feministin Schumer mit ihrer unverblühten Comedy etwas sucht, was man Feministinnen in den letzten Jahrzehnten nicht nachsagen konnte: einen Humor zum Thema Beziehungen und Sex, über den beide Geschlechter lachen können. Welche Zuschauerin lacht über pubertäre Komödien, wo Männer, die auf keinen Fall erwachsen werden wollen, mit Sexerlebnissen prahlen und sich schiefachen über hässliche, dicke oder gutgläubige Frauen? Welcher Zuschauer amüsiert sich über Frauengespräche im Kino oder anderswo, in denen trottelige Männer vor allem als unerschöpfliche Heiterkeitsquelle gut sind? Die Fähigkeit, über verkorkte Liebesgeschichten oder peinliche Sexbegegnungen gemeinsam lachen zu können, ist Frauen und Männern schon seit einer Weile abhandengekommen.

Amy Schumer ist deswegen eine Komödiantin der Superklasse, weil sie es geschafft hat, sich unangreifbar zu machen. Jeden niederträchtigen Witz über Frauen, fette, sexfreudige, blöde – jeden möglichen Witz über sich selber hat sie längst vorweggenommen, bevor Männern auch nur die Idee dazu kommt. Und dann macht sie daraus furiose Comedy, in der weibliche und männliche Idiotie dem andern Geschlecht gegenüber so gnadenlos blossgestellt werden, dass man Tränen lacht.

«Meine Stand-up-Comedy ist angstfrei und ohne Entschuldigungen», sagt Amy Schumer. «Sie ist wie ungeschützter Sex: Manchmal passiert es, obwohl das mit dieser Person wahrscheinlich unklug ist. Mich interessiert es, diesen Teil von mir mitzuteilen, ohne mich dafür zu entschuldigen, damit andere Leute sich hoffentlich besser fühlen.»



Friedfertigkeit

Frieden ist zweifellos ein wünschenswerter Zustand.
Aber gilt das auch für die Friedfertigkeit?

Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

Ich war einmal an einer Friedensdemonstration, und dabei fiel mir auf, dass die Leute eigentlich gar nicht für den Frieden demonstrierten, sondern gegen die eigene Regierung. Diese Regierung erwog, in den Krieg einzugreifen, den ein Diktator vom Zaun gebrochen hatte. Dieser Diktator pflegte jeweils seine Minister zu erschiessen, wenn diese während einer Sitzung auf die Uhr zu schauen wagten.

Mit seinem Volk ging er nicht viel besser um und schon gar nicht mit jenen, deren Land er überfallen hatte. Er war, um es freundlich auszudrücken, ein absolut unfriedlicher Mensch. Aber auf den Transparenten der Demonstranten kam sein Name nicht vor. Dort stand nur der des eigenen Regierungspräsidenten, der als Kriegstreiber bezeichnet wurde. Die Demonstranten setzten sich für ihre Überzeugung so vehement ein, dass ich dachte: «Mann, wenn die schon so sind, wenn's um den Frieden geht, wie sind sie dann erst, wenn sie mal Krieg machen?» Es war recht interessant, die auf die Demonstration folgende Strassenschlacht mit der Polizei aus sicherer Entfernung zu verfolgen. Dabei fragte ich mich, wo genau das Problem lag. Und ich kam zum Schluss, dass das Problem die Friedfertigkeit war beziehungsweise dass Friedfertigkeit eine problematische Haltung ist.

Frieden ist zweifellos ein wünschenswerter Zustand. Aber gilt das auch für die Friedfertigkeit? Das scheint eine dumme Frage zu sein. Denn die begriffliche Verknüpfung von Frieden und Friedfertigkeit führt schnell zur Überzeugung, dass es ohne Friedfertigkeit keinen Frieden geben kann. Aber stimmt das? Wir wollen jetzt die Friedfertigkeit mal auf den Seziertisch legen. Ich möchte nämlich beweisen, dass sie den Wert eines Latte macchiato besitzt (siehe Schluss).

Da die Friedfertigkeit unantastbar ist – denn wer ausser Taubenvergiftern und Motorradbanden könnte etwas gegen sie haben? –, muss man sie, um an sie heranzukommen, erst mal vom Begriff «Frieden» entkoppeln. Die Friedfertigkeit lebt nämlich vom guten Ruf des Friedens, hat aber mit ihm nicht das Geringste zu tun. Auf den ersten Blick sieht es zwar so aus, als sei Friedfertigkeit die Weigerung, Konflikte mit Gewalt zu lösen. In der Theorie mag das so sein. Aber in der Praxis ist Friedfertigkeit fast immer die

Weigerung, einen Konflikt überhaupt als solchen zu akzeptieren. Die Logik ist: Würde die eigene Seite sich human und friedfertig verhalten, gäbe es den Konflikt gar nicht. Als Ursache einer Krise kommt also immer nur die eigene Seite in Frage. Auf diese Weise wird die Mitverantwortung der anderen Seite am Konflikt aus der Welt geräumt. In der Logik der Friedfertigkeit ist die andere Seite immer unschuldig oder zumindest schwach und hilflos oder sogar im Recht, so dass ein geplanter Militäreinsatz der eigenen Seite noch viel ungerechter und verdammungswürdiger erscheint, als es militärische Eingriffe im Denken der Friedfertigen ohnehin schon sind.

Durch diese Simplifizierung von Konfliktursachen und die Eindimensionalität des eigenen Blicks entsteht die Überzeugung von der schreienden Unrechtmässigkeit eines Kriegseinsatzes. Diese Überzeugung ist echt. Das erklärt die Vehemenz, mit der die Friedfertigen solche Einsätze ablehnen. Ihr Hass auf die eigene Seite ist nicht gespielt und keine Koketterie mit der Rebellion. Sie glauben wirklich, dass die eigene Seite verbrecherisch handelt, oder besser gesagt: Sie müssen es glauben. Denn ihre Friedfertigkeit erlaubt es ihnen nicht, auch die andere Seite zu kritisieren. Wer genauso lautstark gegen die Politik eines anderen Staates protestiert wie gegen die des eigenen, könnte schwerlich noch als friedfertig bezeichnet werden – es hätte den Ruch der Kriegstreiberei, des Neokolonialismus. Man wäre dann so verkommen wie die eigene kriegslüsterne Regierung. Wo kämen wir denn da hin! Eine Kritik des Verhaltens der anderen Seite widerspricht der Logik der Friedfertigkeit und wird folglich selbst dann nicht geäussert, wenn die Spatzen die Mitschuld der anderen Seite von den Dächern pfeifen.

Die Kritik der Friedfertigen kann also immer nur gegen innen gerichtet sein, gegen die kriegerischen Tendenzen der eigenen Seite. Die andere Seite muss zwangsläufig geschont werden, andernfalls bricht das Kartenhaus zusammen. Das ist die Falle, in die Friedfertigkeit führt. Denn weil die andere Seite nicht kritisiert werden darf, kann man sie auch nicht so sehen, wie sie wirklich ist. Fehler der anderen Seite müssen schöngeredet oder heruntergespielt werden. Wenn das nicht gelingt, über-

treibt man die Fehler der eigenen Seite und unterstellt ihr grenzenlose Niedertracht so lange, bis auf der eigenen Seite das reine Böse herrscht, vor dem nicht nur die andere Konfliktpartei, sondern die ganze Welt geschützt werden muss. Uff!

Die Rettung der ganzen Welt ist für die Friedfertigen natürlich sehr anstrengend und frustrierend, vor allem, wenn auch noch die historischen Erfahrungen umgedeutet werden müssen, damit sie zur eigenen Haltung passen. Besonders schwierig ist die Umdeutung im Fall des grossen siebzigjährigen europäischen Friedens, der leider ganz offensichtlich den Nuklearwaffen und einer verbesserten zwischenstaatlichen Kommunikation zu verdanken ist – aber keineswegs der Friedfertigkeit. Auch kann man nicht behaupten, dass Nazideutschland durch Friedfertigkeit besiegt worden ist.

Friedfertigkeit ist auch nicht das, wovor sich die Kämpfer des Islamischen Staates am meisten fürchten. Es gibt in der Geschichte überhaupt keinen Beleg dafür, dass Friedfertigkeit jemals einen Krieg verhindert oder einen Frieden herbeigeführt oder ihn erhalten hätte. Friedfertigkeit ist völlig nutzlos. Aber die gute Nachricht ist: Wenn sie privat bleibt, kann sie ein schönes Gefühl sein. Dann ist sie etwas Ähnliches wie ein Latte macchiato, den man an einem sonnigen Sommertag in einem schattigen Café genießt. Als privates Vergnügen vermittelt sie ein Wohlgefühl und sorgt für gute Laune, und wer gut gelaunt ist, ist ein angenehmerer Mitmensch. Ich finde, das reicht schon.

Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe



des Lebens» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien der Roman «In einem anderen Leben» (Galiani-Verlag), Jahrgang 1957, lebt in Berlin.

Leserbriefe

«Ich wundere mich, wie wenig die Linksorientierten in der Schweiz aus der Vergangenheit lernen.» *Karl Bischofberger*

Eine Bereicherung

Nr. 31/32 – «Nach links»;
Spezialausgabe zum 1. August

Ich finde es bereichernd, dass Sie sich in der aktuellen Ausgabe auf linke Themen und auf den 1. August konzentrieren. Wenn Sie aber schreiben: «Die Gleichberechtigung der Geschlechter ist eine Tatsache», dann muss ich schon in Erinnerung rufen, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter (vor allem der Männer!) noch lange nicht erreicht ist. Beispiele? Kein Geburtsurlaub für Väter. Katastrophales Scheidungsrecht für Männer. Es gibt noch keine echte Gleichberechtigung in innerfamiliären, internen Belangen: Hier regieren weiterhin die Frauen. Noch keine gemeinsame Kinderbetreuung/Obhut als Regelfall nach der Scheidung in Sicht. Keine Gleichberechtigung bei AHV, BVG und Witwenrenten. Keine Gleichberechtigung bei der Militärdienstpflicht. Ich hoffe, dass trotz Feuerwerksgetöse diese Tatsachen nicht aus Ihrem politischen Bewusstsein gelöscht werden und dass sie auch bei 1.-August-Ansprachen erwähnt werden, um unsere direkte Demokratie weiter zu verbessern.

Paul Steinmann, Bern

Wir haben sie überstanden, die «schwarze» *Weltwoche*-Ausgabe mit dem Titel «Nach links». Etwas viel Sozialismus im Sommerloch! Doch ich habe mich durchgelesen, wenn auch phasenweise unter Zwang. Am Schluss wundere ich mich, wie wenig die Linksorien-



«Viel Sozialismus im Sommerloch»: *Weltwoche*-Titel.

tierten in der Schweiz als auch deren bürgerliche Mitläuferinnen und Mitläufer aus der Vergangenheit lernen. Trotz grandiosem Scheitern des Sozialismus auf breiter Front skandieren sie immer wieder lauthals Forderungen, die zu erfüllen – wie jedermann inzwischen weiss – dem gesunden Menschenverstand frontal widerspricht. Zu denken geben vor allem auch die abstrusen Ansichten der beiden Juso-Galionsfiguren über Ehe und Geschlechtertrennung sowie die Vielfalt der unsinnigen Vorstösse jener grünen Berner Nationalrätin, die das Milizparlament gut findet. Kann man angesichts der grossen Zahl an Berufspolitikern in der Schweiz noch ehrlich von einem Milizparlament sprechen, in dem jede Abgeordnete und jeder Abgeordnete mit Spesen und sonstigen Zuwendungen mindestens das Doppelte (!) eines durchschnittlichen Jahreslohns bezieht? Hat da jemand «Abzocker» gesagt? Und nennt man das sozial?

Karl Bischofberger, Küsnacht

Diese Ausgabe hat mich sehr enttäuscht! Es braucht am 1. August kein Rezept für die Überwindung des Kapitalismus. Es widert mich an, diese Gutmenschengesichter immer wieder in den Medien zu sehen. Ein Leben lang war ich Buezer, war und bin in keiner Partei. Der Sozialismus hat mich aber immer wieder enttäuscht mit seinem puren Neid gegenüber den Arbeitgebern!

Heinz Gerber, Thun

Mit dem Versuch, unser Land für einmal von links zu betrachten, beweist die Zeitschrift einmal mehr eine grosse Offenheit. Unter den zahlreichen Beiträgen der Linken konnte ich den Begriff «Eigenverantwortung» lediglich bei Rudolf Strahm feststellen. Er hob die Errungenschaften der Sozialdemokratie hervor, weil es ihr gelang, die Leistungen der Sozialwerke in den letzten Jahren enorm zu steigern. Leider ist auch er nicht auf den gehörigen Missbrauch bei den Sozialkosten beziehungsweise auf die ausufernde Sozialindustrie eingegangen. Gesamthaft fasse ich «die ideologisierten Ansinnen» der linken Artikelschreiber wie folgt zusammen: Der Staat soll für jeden einzelnen Mitbewohner Verantwortung übernehmen, er soll dafür sorgen, dass alle gleiche Chancen erhalten. Rechte und Ansprüche sind wichtiger als Pflichten, Umverteilung kommt vor Schaffung von Wohlstand. Oder kurz ausgedrückt: Die Frage, was du für den Staat tun kannst, wird schon gar nicht mehr gestellt. Die Frage lautet lediglich, was der Staat sonst noch alles für dich tun kann (Zentralismus pur). Leider geht diese linke Saat – auch mit Hilfe von scheinbürgerlichen Politikern aus den CVP- und FDP-Reihen – immer mehr auf. Das Produkt heisst «Mehr Staat, weniger Freiheit» für den einzelnen Bürger.

Johanna Meier-Zoller, Effretikon

Mit Spannung erwarte ich immer eure geistigen Glanzleistungen, die mit dieser Ausgabe wieder einmal einen Höhepunkt erreichten.

Peter Schäfer, per E-Mail

Grand Old Man

Nr. 31/32 – «Das zweite Wunder von Bern»; Interview mit Helmut Hubacher

Mit Vergnügen habe ich diesen Beitrag gelesen. Vor allem Hubachers Bemerkungen zum Asylmissbrauch jener Asylanten, die in ihr Herkunftsland, in dem sie angeblich an Leib und Leben gefährdet sind, in den Urlaub reisen, sind mir aufgefallen. Da äusserte sich der seinerzeitige Haudegen wohlüberlegt und nun offenbar von der Weisheit des Alters geprägt. Hoffentlich nehmen auch die militanten Jungspunde der SP und anderer linker Gruppierungen die Äusserungen ihres Grand Old Man zur Kenntnis und zu Herzen.

Ulrich Fischer, Seengen

Marktlücke

Nr. 31/32 – «Sex mit Jungsozialisten» von Rico Bandle

Hanna Bay und Fabian Molina scheinen eine Marktlücke entdeckt zu haben: die mediale Vermarktung jener sexuellen Vorlieben, die es im Promillebereich ja auch noch gibt. Passt perfekt zum immer aktiveren und möglichst



www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

schon im Kindergarten gepushten Porno-unterricht. Also in einem Alter, wo solche Themen hormonell bedingt noch gar nicht interessieren können, aber von einer neuen, linksprogressiven akademischen Richtung – genannt Genderismus – als neuer Konsum vorfantasiert werden. Tja, was kann man da als Normalo schon ausrichten gegen «Spezialisten»? Wann hören wir endlich auf, uns von Experten bestimmen zu lassen, und hören wieder auf unseren eigenen gesunden Menschenverstand?

Hanna Willimann, Basel

Wahrscheinlich «nachhaltig»

Nr. 31/32 – «Wermuths akademischer Kraftakt»; Rico Bandle über Cédric Wermuths Liz-Arbeit

Mir dreht sich alles im Kopf über Wermuths Geschwurbel. Vermutlich meint er es «nachhaltig».

Mengia Willimann, per E-Mail

Mit Vergnügen und einigem Schmunzeln widmete ich mich Rico Bandles Rezension von Cédric Wermuths Lizenziatsarbeit. Ich bin weit davon entfernt, für den Genossen Langzeitstudent eine Lanze brechen zu wollen, möchte aber dennoch versuchen, den angebrachten Kritikpunkten etwas entgegenzutreten.

Der durchschnittliche Student der Sozialwissenschaften wird, wenn er nicht bereits über eine Affinität zu Fachwort-Jargon und Bandwurmsätzen verfügt, spätestens im Verlauf seines Studiums damit indoktriniert. Wer sich beispielsweise jemals einer Lektüre von Max Weber, Talcott Parsons, Niklas Luhmann et al. unterzogen hat, mag an dieser Stelle wohl nur zustimmen. Und wenn es dann im Theorieteil einer studentischen Arbeit zu einem inflationären Gebrauch von Schlagwörtern kommt, dann hat es in den seltensten Fällen mit möglichst bedeutungsschwangeren Wortkreationen seitens des Verfassers zu tun, sondern damit, dass er wie auch immer geartete Schlagwörter übernimmt, paraphrasiert, zitiert. Im Falle des in der Rezension kritisierten Titels der Arbeit sollte man Milde walten lassen. Er beinhaltet lediglich einen Anglizismus und drei weitere Fremdwörter, deren Bedeutung sich wohl jedem Leser mit ausreichend (mittel)schulischer Bildung noch erschliessen mag. Da gibt es weitaus (!) abstraktere Auswüchse. So lautet beispielsweise der (Monster-)Titel meiner damals an der Universität St. Gallen eingereichten Masterarbeit: «Kunst und Kapital nach Bourdieu am Beispiel der Berufswelt des Galeristen: Strategien, Selbstbild und Wahrnehmung des Kunstmarktes in Abhängigkeit von Kapital und Standort.» *Martin Sandro Bont, Pfungen*

Korrigenda

Der Artikel «Ärztlich bewilligter Betrug» (Nr. 29/15, Seite 31) vermittelt den falschen Eindruck, dass auch während der Probezeit ein Kündigungsschutz für Kranke bestehe (was gemäss Art. 336 c OR nicht der Fall ist). Richtig ist, dass der Arbeitnehmer auch über eine während der Probezeit ausgesprochene Kündigung hinaus Krankentaggelder beziehen kann.

Das Bild zum Artikel «Verschwundene Röntgenbilder» (Nr. 30/15) zeigt nicht, wie angegeben, das Zürcher See-Spital Horgen, sondern das Spital Kilchberg. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Stopp dem Asylchaos

► Öffentliche Veranstaltung:

Samstag,

15. August 2015,

10.00 Uhr,

im Hotel Marriott Zürich

Neumühlequai 42,

vom Hauptbahnhof mit Tram 14/11

(Richtung Seebach/Auzelg)

bis Haltestelle Stampfenbachstrasse

(Türöffnung 9.00 Uhr)



Christoph Mörgeli:

- Das Wesen der Schweizer Asyltradition



Christoph Blocher:

- Eine wirkungsvolle Asylpolitik - Erfahrungen aus dem Bundesrat



Roger Köppel:

- Wie weiter? Die Schweiz und die illegale Migration

Jedermann
ist herzlich eingeladen!

Und in den Ständerat: **Hans-Ueli Vogt**

Liste 1



Vertrauensgeschäfte ohne Vertrauen

Neue globale Untersuchungen zeigen: Kein Wirtschaftszweig kommt im Fernsehen so schlecht weg wie die Banken. In der Schweiz ist das Bild freundlicher.

Von Beat Gygi und Florian Schwab

Wie kann es sein, dass eine Branche, deren Geschäftsgrundlage hauptsächlich aus Vertrauen besteht, in der Öffentlichkeit besonders misstrauisch betrachtet wird und seit einem halben Dutzend Jahren mit einem eklatanten Vertrauensmangel lebt, ohne dass es wirklich besser wird? Die Rede ist vom Bankensektor, der seit der Finanzkrise von 2007/2008 für viele Medien fast so etwas wie eine Sünden-Sonderzone darstellt. Nachdem die Krise 2008 praktisch alle Wirtschaftssektoren getroffen und das Vertrauen in die Unternehmen beschädigt hatte, erholten sich die meisten rasch davon, die Banken aber kaum.

Die erste Grafik unten zeigt diesen Kontrast zwischen dem Bild der Banken und dem Image anderer Branchen. Grundlage sind rund 303 000 Fernsehberichte über Unternehmen und Branchen von 2007 bis Mitte 2015, die vom Medieninstitut Media Tenor bezüglich Inhalt und Tonalität untersucht wurden. Die oberste Linie veranschaulicht, dass in TV-Berichten über die Elektronik- und Informatikindustrie 2007 etwa gleich viele negative wie positive Meldungen auftauchten, der Saldo also null war. Dieses neutrale Verhältnis geriet in der Krise ins Minus, in der Berichterstattung überwogen also die negativen Einschätzungen. Dann gewann die Branche wieder an Vertrauen, mal mehr, mal weniger, und erscheint heute mit ausgewogenem Bild.

Die Autohersteller erlebten in der Krise einen härteren Rückschlag, einige gerieten in Konkursgefahr und erhielten Staatshilfe. Ab 2011 war der Aufschwung des Autogeschäfts aber so stark, dass sich das Publikum wieder für die Firmen begeisterte und das Vertrauen in die Bran-

che stieg. Schwerer hatten es die Versicherer, die nach der Krise oft in einem Atemzug mit den Banken genannt und in gleicher Weise herabgestuft wurden. Ab 2010 vermochte sich die Versicherungsbranche aber etwas zu emanzipieren, etwa mit dem Argument, dass sie in Krisen nicht so anfällig sei für einen Ansturm von Kunden. Bis heute überwiegen aber die negativen Medienberichte. Ganz desolat sieht es aber bei den Banken aus. In der Finanzkrise mit dem Lehman-Brothers-Zusammenbruch sind viele unstabil geworden und aus der Spur geraten, haben Anleger und Kunden durch nie erwartete Verluste vor den Kopf gestossen und damit viel Vertrauen verspielt. Es liegt nah, dass Medienleute im Nachhinein hart darüber urteilten, erstaunlich ist aber doch, dass diese negative Sicht bis heute anhält und im Juli nun sogar einen Tiefstwert erreicht hat – also gut sieben Jahre nach Ausbruch der Finanzkrise.

Für Manager ein Problem?

Zum einen hängt dies damit zusammen, dass die juristische und politische Aufarbeitung der Fehlleistungen noch im Gang ist. Immer wieder erregen Banken Aufmerksamkeit mit Meldungen über Klagen, Vergleiche, Strafen und Geldbussen für frühere Vergehen mit Immobiliengeschäften, bei Steuerhinterziehung oder im sogenannten Libor-Skandal und bei der Manipulation von Devisenkursen. In der zweiten Grafik zeigt sich allerdings, dass nicht die Produkte und Dienstleistungen der Bank Hauptziele der Kritik sind; die negativen Töne betreffen noch stärker die Beziehung zwischen Bank und Kunden, also Umgangsformen zwischen Menschen. Jede Bank hat frei-

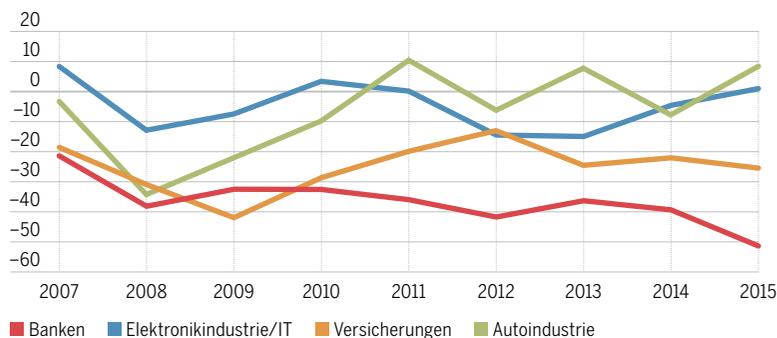
lich ihre eigene Geschichte. Die dritte Grafik zeigt, wie unterschiedlich die Reputationsverläufe bei den drei Grossbanken des deutschen Sprachraums, Credit Suisse, Deutsche Bank und UBS, waren. Hier dienten 51 internationale Medien mit gut 630 000 Berichten als Grundlage. Der Tonfall gegenüber den Banken war vor Ausbruch der Krise ausgewogen bis freundlich. Dann sackte als erstes Institut die UBS ab, als sie nach Masslosigkeiten im US-Geschäft zweimal staatlich gerettet wurde. Die Credit Suisse, ausgestattet mit dem Erlös aus dem Verkauf der «Winterthur», hielt sich zunächst gut und enttäuschte erst später das Publikum durch Mittelmässigkeit. Der jüngste Attraktivitätsgewinn hängt mit dem Wechsel von Brady Dougan zu Tidjane Thiam als Konzernchef zusammen. Die Deutsche Bank hielt sich zunächst ähnlich wie die Credit Suisse, stürzte in der öffentlichen Einschätzung in jüngerer Zeit aber regelrecht ab, nachdem immer mehr Altlasten aufgetaucht waren.

Ist für Bankmanager ein schlechtes Erscheinungsbild in den Medien überhaupt ein grosses Problem? Imageberater betonen immer wieder, es sei nicht wichtig, welche Färbung ein Zeitungsbericht oder welchen Tonfall eine TV-Minute habe, für die Bekanntheit des Unternehmens beim breiten Publikum sei die Hauptsache, dass der Name der Bank überhaupt ins Gespräch komme, dies gebe quasi Gratiswerbung. Und geht es um die grossen Kunden von Banken, spielen direkte Beziehungen wohl eine wichtigere Rolle als oberflächliche Medienberichte.

Solche Geschäftsbeziehungen leben von den tatsächlichen Erfahrungen mit der Bank und

Bankensektor mit anhaltend schlechtem Ruf

Wahrnehmung einzelner Branchen in der Medienberichterstattung: Saldo der positiven und negativen Meldungen in Prozent

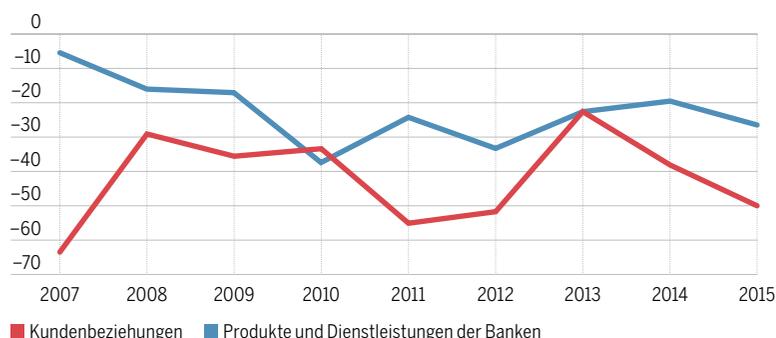


QUELLE: MEDIA TENOR

Tiefstwert gut sieben Jahre nach der Finanzkrise.

Vernachlässigte Kunden

Beurteilung der Kundenbeziehungen und des Angebots der Banken in der Medienberichterstattung: Saldo der positiven und negativen Meldungen in Prozent



QUELLE: MEDIA TENOR

Negative Wahrnehmung der Beziehung zwischen Bank und Kunde.



Tangierte das hiesige Geschäft nur am Rand: damaliger CS-Chef Dougan (M.) vor dem US-Kongress in Washington, Februar 2014.

von persönlichen Anreizen der Profis auf Kunden- wie auf Bankenseite. Profis arbeiten in der Regel mit Mitteln von Dritten, also mit fremdem Geld. Bonus-Anreize oder persönliche Vorlieben können in grossen Konzernen für ihr Verhalten rasch einmal wichtiger werden als die Reputation des ganzen Unternehmens. Da lässt es einen Kundenberater eher kalt, wenn Fernsehberichte zur Verzerrung ins Negative neigen – umso mehr, als Journalisten mehrheitlich den Ruf haben, Banken nicht zu mögen und nicht zu verstehen.

Wie verhielt sich angesichts des weltweit ausgestrahlten Dauerfeuers die Meinung in der Schweizer Bevölkerung? Seit mehr als zehn Jahren führt das Marktforschungsinstitut M.I.S. Trend unter 1000 Einwohnern im volljährigen

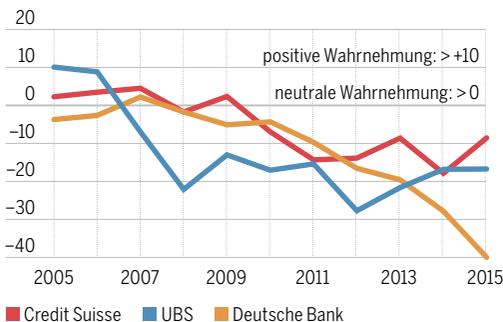
Alter eine repräsentative Umfrage über ihre Erfahrungen und Einstellungen zu den Banken und zum Schweizer Finanzplatz durch. Die letzte Publikation stammt vom vergangenen Februar. Die Ergebnisse sind weit positiver, als man aufgrund der globalen Negativ-Berichterstattung meinen könnte. Insbesondere in der persönlichen Erfahrung erhalten die Schweizer Banken durchwegs gute Noten. Auf die Frage, wie die Kunden ihre Einstellung zur Bank, mit der sie am meisten verkehren, «ganz allgemein» bezeichnen würden, antworteten 86 Prozent entweder mit «sehr positiv» (32) oder mit «positiv» (54). «Weder noch» lautet das Verdikt von 12 Prozent der Befragten, und nur zwei Prozent beurteilten ihre Erfahrungen «negativ». Etwas weniger gut als das Zeugnis im

branchenweiten Durchschnitt fällt die Beurteilung der Grossbanken aus. Unter den Befragten, die am meisten mit einer Grossbank verkehren, beschreiben immerhin fünf Prozent ihre allgemeinen Erfahrungen als «negativ».

Fragt man nach der persönlichen Meinung über die Bankenbranche insgesamt, so bekundet im Jahr 2015 erstmals seit dem Höhepunkt der Finanzkrise im Jahr 2009 wieder mehr als die Hälfte der Befragten eine positive oder sehr positive Einstellung (siehe Grafik «Branchen-Image und persönliche Sicht» unten). Negativ oder sehr negativ äussern sich nur noch 20 Prozent – eine markante Verbesserung gegenüber 26 Prozent im Jahr 2009. Weitaus schlechter als die persönliche Meinung fällt die Wahrnehmung der allgemeinen Meinung aus. Auf

Kampf der Grossbanken

Wahrnehmung von UBS, Credit Suisse und Deutscher Bank in der Medienberichterstattung: Saldo der positiven und negativen Meldungen in Prozent

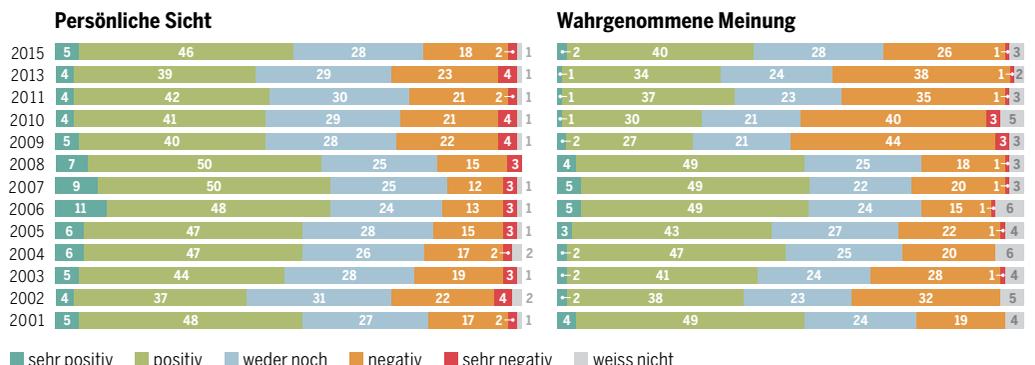


QUELLE: MEDIA TENOR

Die UBS sackte als Erste ab.

Branchen-Image und persönliche Sicht

Entwicklung von persönlicher Sicht und wahrgenommener Meinung über die Bankenbranche, 2001 bis 2015



QUELLE: SCHWEIZERISCHE BANKIERVEREINIGUNG

Das Ansehen wächst wieder.

die Frage, wie wohl «die meisten Schweizer über die Banken denken», äussern sich im Jahr 2015 nur 42 Prozent der Befragten positiv, 27 Prozent allerdings negativ. Doch auch diese Werte haben sich, wie die Umfrage illustriert, in den letzten sechs Jahren markant verbessert.

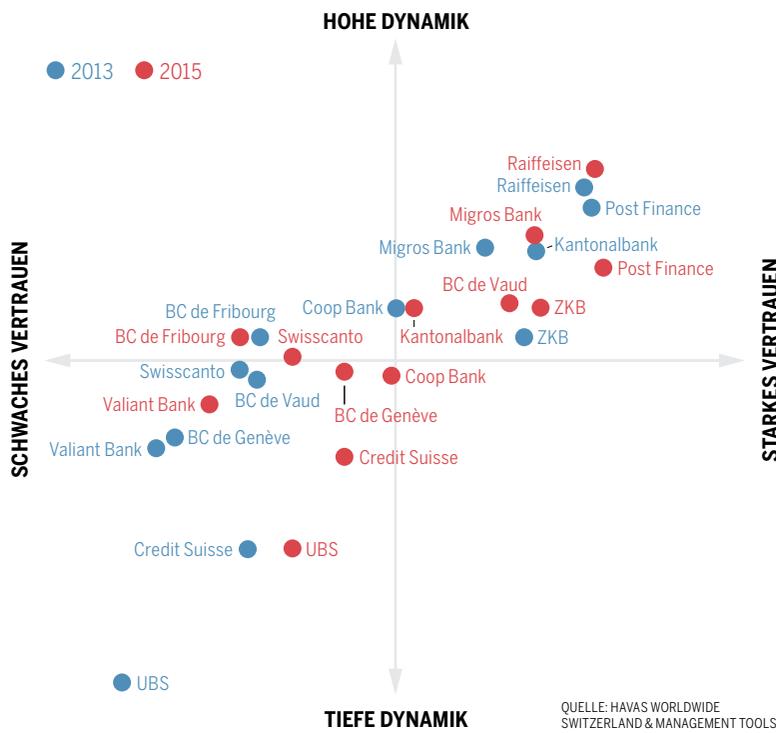
Weitere Untersuchungen stützen den Befund. So hat das Marktforschungsinstitut Havas Worldwide mehr als 4000 Personen in der Deutsch- und Westschweiz nach der Vertrauenswürdigkeit und Innovationskraft verschiedener Marken befragt. Zwischen den Jahren 2013 und 2015 konnten sich namentlich die beiden Grossbanken in puncto Vertrauenswürdigkeit markant steigern. In einer jährlichen Befragung von Hochschulabsolventen durch das deutsche Trendence Institut ist bei Schweizer Universitätsabgängern erstmals seit 2009 die Finanzbranche wieder etwas populärer geworden. Die UBS hat Google als beliebtesten Arbeitgeber abgelöst.

Spiegelt man diese Erkenntnisse in der weltweit negativen Fernsehberichterstattung über die Banken, so kommt man zum Schluss, dass es eine Diskrepanz zwischen der öffentlichen Meinung hierzulande und der global veröffentlichten Anti-Banken-Stimmung gibt. Die spektakulären Ereignisse der letzten sieben Jahre ziehen zwar das Fernsehen in ihren Bann, spielen sich aber weit entfernt von der erlebten Beziehung zwischen den Schweizer Banken und ihren Kunden ab.

Distanz zum Krisenzentrum

So lag das Epizentrum der Skandale meist in den USA: Die Finanzkrise entstand durch Kreditexzesse im Markt für US-Hypothekenschuldverschreibungen, nicht im Markt für Ferienhäuser in Gstaad und St. Moritz. Untergegangen ist die Investmentbank Lehman Brothers, nicht die UBS. Der Betrüger Bernard Madoff errichtete sein Schneeballsystem unter den Augen der SEC in New York, nicht der Finanzmarktaufsicht in Bern. Selbst dort, wo Schweizer Finanzinstitute direkt negativ betroffen waren, blieb zumindest geografisch einige Distanz gewahrt. Die Beteiligung von UBS-Händlern an Marktabsprachen in Sachen Libor-Zinssatz und Devisenhandel ging hauptsächlich von London und Tokio aus. Selbst der eskalierte Steuerstreit mit den USA, der grossartige Fernsehgeschichten wie den Auftritt des ehemaligen Credit-Suisse-CEO Brady Dougan vor einem Ausschuss des amerikanischen Kongresses hervorbrachte, hat mit

Schweizer Banken-Markt: Vertrauenswürdigkeit und Dynamik



Die Öffentlichkeit schöpft wieder Vertrauen.

dem hiesigen Schweizer Geschäft nur am Rande zu tun.

Gleichwohl haben die erwähnten Ereignisse ein hundertfaches Schlaglicht auf problematische Aspekte des Bankenwesens geworfen: die Vergütungsstruktur, die tatsächlich zur Inkaufnahme grosser Risiken einlädt – zumal wenn im Fall eines GAUs der Staat zur Rettung bereitsteht. Dann die schlechte Information und die Gutgläubigkeit der Kunden, die einem charmanten Betrüger wie Bernie Madoff auch irrealer Renditeversprechen abnahmen oder zuliessen, dass

Die UBS hat Google als beliebtesten Arbeitgeber abgelöst.

amerikanische Ramsch-Immobilien über Dutzende Ecken und Enden in ihren Anlageportfolios landeten. Die Toleranz für solche Machenschaften ist gesunken. Die Masstäbe sind heute andere.

Anders als viele Medien sehen die Schweizerinnen und Schweizer aber offenbar nicht in jedem Kundenberater einen potenziellen Bernie Madoff und in jedem Börsenhändler einen kleinen Kweku Adoboli. Im täglichen Umgang sind sie mit den Banken grösstenteils zufrieden. Angesichts dieser Tatsache stellt sich die Frage: Ist die derzeitige Regulierungskaskade, die über die Branche hereinbricht, eher ein Ergebnis der bankenfeindlichen Medienberichte als der Kunden- und Wählerbedürfnisse? Namentlich das geplante Finanzdienstleistungsgesetz (Fidleg), das den

Kontakt zwischen Kundenberater und Kunden strikt durchreglementieren will, kann sich kaum auf eklatante Missstände in der Schweiz berufen.

Kann man denn nicht einfach darauf zählen, dass man mit einer Stärkung des Wettbewerbs die Branche wieder in Ordnung bringen kann? Es wäre doch zu erwarten, dass Banken automatisch effizienter und kundenfreundlicher werden, wenn Konkurrenz herrscht. Das Problem ist, dass der Wettbewerb nicht da ist, weil der Staat ihn fernhält. Solange bei Investoren, Bankmanagern und Kunden weiterhin unterschwellig die Erwartung besteht, dass Grossbanken im Notfall staatlich gerettet würden, weil ihr Untergang noch schlimmer wäre als die Stützung durch öffentliche Gelder, leben Bankmanager ein Stück weit auf Kosten der Steuerzahler.

Dem Staat so nah

Natürlich herrscht zwischen den einzelnen Banken harte Konkurrenz um Geld und Kunden, aber die Branche insgesamt ist so nah beim Staat, dass viel mehr die Regulierungen und weniger die Marktkräfte das Geschäft prägen. Wenn der Anlagechef einer kleineren Privatbank mehr als die Hälfte seiner Zeit fürs Überprüfen der Transaktionen, Produkte und Kunden auf Gesetzeskonformität, also für die sogenannte Compliance verwendet, bleibt wenig Kapazität für sorgfältige Anlageentscheide. Die neuen Finanzmarktgesetze und Regulierungen werden den Papierkrieg noch aufwendiger machen, etliche kleinere Vermögensverwalter aus dem Markt drängen, einen Kontowechsel oder das Auswechseln eines Produkts noch teurer machen.

Ein schwacher Wettbewerb, kombiniert mit immer komplizierterer Regulierung – in diesem Klima können hohe Löhne, mittelmässige Leistungen, geringe Transparenz oder unübersichtliche Konzernstrukturen gedeihen, aber der Aufbau von Vertrauen ist schwierig. In der privaten Realwirtschaft gibt es ein Wettbewerbsrecht mit Wettbewerbshütern, um einen freiheitlichen Rahmen zu bewahren. Im Finanzsektor in der Schweiz herrscht in Anlehnung an ausländische Vorbilder vor allem die Aufsichts- und Regulierungsbehörde Finma, die sich aufs Vorschreiben, Genehmigen und Verbieten konzentriert, dem Gesetzgeber sozusagen den Kugelschreiber führt, selber gesetzähnliche Normen erlässt, überprüft und selber sanktioniert. Wenn Banken in diesem Klima, das beim Publikum eigentlich nach einem gesunden Mass an Misstrauen ruft, Vertrauen aufbauen können, dann sind sie gut. ○

Soziale Einkommensschere

Die Ungleichheit der Einkommensverteilung in der Schweiz hat abgenommen. Das gefällt vielen, aber in den Zahlen verbirgt sich eine Ausweitung sozialdemokratischen Gebens und Nehmens.

Von Beat Gygi

Es gibt schlechte Nachrichten für Sozialingenieure und -ingenieurinnen: Wer gerne das Bild einer «aufgehenden Einkommensschere» verwendet und daraus ableitet, es sei nötig, die Umverteilung von Geld und Vorteilen über die Sozialpolitik auszubauen, ist vergangene Woche enttäuscht worden. Eine Untersuchung des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts WWZ der Universität Basel und des Forschungsinstituts BAK Basel deutet darauf hin, dass die Einkommensverteilung in der Schweiz seit 2009 etwas gleichmässiger geworden ist. Die aktualisierte Ausgabe des BAK-WWZ-Monitors zeigt, dass die Kontraste zwischen hohen und niedrigen Einkommen kleiner geworden sind. Damit wird es zumindest bei redlicher Argumentation schwieriger, in der politischen Diskussion mit dem Hinweis auf eine «wachsende Kluft» mehr Umverteilung zu fordern.

Verringerung der Armut?

Gemessen wird die Ungleichheit der Einkommen meist anhand von Differenz-Kennzahlen, etwa mit dem sogenannten Gini-Koeffizienten. Dieser bringt zum Ausdruck, welches Gewicht die Gruppen mit hohen Einkommen im Vergleich mit den Einkommenschichten im «unteren Bereich» haben. Wenn die Zahl nah bei eins liegt, ist fast das ganze Einkommen bei einer einzigen Person konzentriert. Bei der Zahl null haben alle gleich viel Einkommen. In der Schweiz ist diese Kennzahl im BAK-WWZ-Monitor von 0,34 im Jahr 2009 auf 0,30 im Jahr 2012 gesunken. Die Unterschiede zwischen den schwächsten Einkommensklassen und den Spitzenverdienern sind also geringer geworden. In den Jahren zuvor hatten die Einkom-

beide Mechanismen beobachtbar. Ins Auge springe aber vor allem eine Verbesserung bei den unteren Einkommen, so dass die Annäherung zwischen den Einkommensklassen weitgehend eine Besserstellung der unteren Schichten bedeutet. Ins Bild passt, dass die Zahlen für die jüngste Zeit auch auf eine Verringerung der Armut und des Armutsrisikos hindeuten. Die Erhebung berücksichtigt alle Arten von Einkommen, die ein Haushalt zur freien Verfügung hat. Erfasst werden neben Lohn- und Gewinnen aus dem eigenen Betrieb etwa auch Mieteinkommen, Renten, Zinsen, Dividenden, Alimente, Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe, auch Naturalleistungen. Abgezogen werden dann alle obligatorischen Abgaben

wie Steuern, Sozialversicherungsbeiträge, Krankenkassenprämien für die Grundversicherung oder regelmässige Transferzahlungen an andere Haushalte.

Dass beim Einkommen in diesem breiten Sinn die Ungleichheit abgenommen hat, wirkt zunächst wie eine gute Nachricht für alle, die sich für die Marktwirtschaft einsetzen. Offenbar führt eine Wirtschaftsordnung mit relativ freien Arbeitsmärkten und nicht allzu gierigem Fiskus, wie die Schweiz sie kennt, zu einer ziemlich vernünftigen Einkommensverteilung. Damit sollte man eigentlich Umverteilungsfanatiker in die Schranken weisen können.

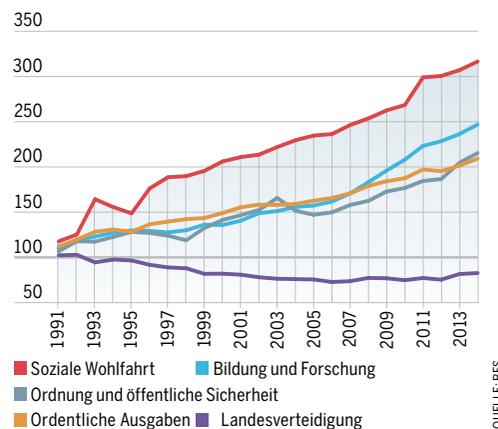
Bei genauerer Lektüre kommt aber die Frage auf, ob die Umverteilungsfanatiker sich nicht vielleicht schon im System eingemischt haben. In den Zahlen des BAK-WWZ-Monitors sind ja bereits gewisse Korrekturen durch hoheitliche Umverteilung enthalten, also staatliche Transfers durch unterschiedlich hohe Steuerbelastungen der einzelnen Schichten und durch vielerlei Sozialleistungen. Die sogenannte primäre Einkommensverteilung, die sich allein aus Marktleistungen wie Löhnen, Gewinnen oder Kapitaleinkünften ergibt, würde eine grössere Ungleichheit zeigen. Das verfügbare Einkommen ist also schon das Ergebnis einer «sozial» gemachten Marktwirtschaft.



Schlechte Nachrichten für Sozialingenieure.

Soziale Wohlfahrt drängt in den Vordergrund

Indexierte Entwicklung verschiedener Ausgabenarten des Bundes (1990 = 100)



QUELLE: BAK

Teure soziale Wohlfahrt.

Ins Auge springe aber vor allem eine Verbesserung bei den unteren Einkommen.

menkontraste von 2007 bis 2009 leicht zugenommen, heute ist dieser Anstieg mehr als kompensiert. Der Gini-Wert von 2012 liegt nicht nur unter jenem von 2009, sondern auch unter den 0,32 von 2007. Per saldo hat sich die sogenannte Einkommensschere also auch über die Fünfjahresperiode etwas geschlossen.

Verringerte Unterschiede können damit zu tun haben, dass die Reichen einkommensmässig etwas langsamer zugelegt haben oder dass die Ärmeren rascher vor- und nach oben gekommen sind. Laut der Basler Studie sind

Transfers durch Sozialpolitik

Und vieles deutet darauf hin, dass der «soziale» Anteil wächst. Hört man sich unter Gemeindepolitikern um oder blickt man auf Zahlen von Kantonen und Bund, gewinnen Sozialausgaben laufend an Gewicht. Gemeindepolitiker sehen ihren Spielraum zunehmend eingengt, zumal viele Leistungen durch Vorgaben von Kantons- oder Bundesebene befohlen sind.

In den Kantonen und beim Bund sind Transfers durch Sozialpolitik ebenfalls stark am Steigen. Die Grafik unten zeigt, wie die soziale Wohlfahrt schon seit den neunziger Jahren die am schnellsten wachsende Ausgabenkategorie im Bundeshaushalt geworden ist. Sie stellt sogar Bildung und Forschung in den Schatten und erst recht die Landesverteidigung. Die Dynamik der sozialen Wohlfahrt ist so stark, dass die Finanzministerin eine Plafonierung der Bundesausgaben heute als unmöglich einstuft. Aus dieser Sicht zeigt sich, dass Sozialingenieure und -ingenieurinnen gar nicht mehr auf angebliche Einkommensschere angewiesen sind, ihr Programm ist schon fest ins System eingebaut. ○



Reiner Zufall.

Im Zweifel einfach ignorieren

Die Schweizer Migrationspolitik wird vom Bundesverwaltungsgericht geprägt. Nach welchen Kriterien die Richter in St. Gallen Ausländer zulassen oder wegweisen, bleibt aber oft rätselhaft. Renitenz wird auf jeden Fall belohnt. Drei aktuelle Fallbeispiele. *Von Alex Baur und Jonas Baumann (Illustration)*

Es ist reiner Zufall: Drei neue Urteile der auf Ausländerrecht spezialisierten Abteilung III des Bundesverwaltungsgerichtes (BVGer) landeten letzte Woche gleichzeitig in der Mailbox des Schreibenden. Es sind drei verschiedene Fälle zum Thema Landesverweis, willkürlich aus dem Wust der Urteile herausgegriffen, die das Gericht wöchentlich produziert. Trotzdem vermitteln die Verdikte und vor allem deren Begründung ein Bild von der höchstrichterlichen Migrationspolitik. Ob jemand im Land verweilen darf, erscheint dabei eher zufällig. Eines wird allerdings klar: Ein Landesverweis hat, sofern man von einem hartnäckigen Anwalt vertreten wird, eher den Charakter einer Empfehlung.

Keine Gnade für den Liechtensteiner

Fall 1 — An sich hat das Volk 2010 entschieden, an sich steht es in der Verfassung: Ausländer,

die in der Schweiz delinquieren, werden des Landes verwiesen, Ausnahmen gibt es keine. Doch das BVGer hat schon mehrmals demonstriert, dass es das europäische Richterrecht für wichtiger hält als unsere Verfassung. So entschied es 2014 im Fall eines notorischen Einbrechers aus Bosnien (Urteil C-5819/2012), dass ein unbegrenzter Landesverweis eben doch zeitlich begrenzt sein müsse (im konkreten Fall auf vier Jahre, da der Mann Angehörige im Land hat). Im Fall eines anderen Bosniers, der wegen sexueller Übergriffe auf seine Tochter zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, hob das BVGer Ende 2013 den Landesverweis sogar ganz auf, da der Delinquent ja Frau und Kinder in der Schweiz habe (Urteil C-2493/2012). Bereits zuvor hatte das in St. Gallen beheimatete Gericht die Personenfreizügigkeit der EU über unsere Verfassung gestellt (Urteil C-977/2012).

Das Bundesverwaltungsgericht kann aber auch knallhart durchgreifen, wie der aktuelle Fall eines Liechtensteiners zeigt (Urteil C-3703/2015). Betroffen ist ein drogensüchtiger Kleinkrimineller, der im St. Galler Rheintal sein Unwesen getrieben hatte und in den letzten sieben Jahren wegen neun Delikten zu total 27 Monaten Freiheitsentzug verurteilt wurde. Das Staatssekretariat für Migration (SEM) liess den Rückfalltäter im letzten Mai nach Liechtenstein ausschaffen und belegte ihn mit einer fünfjährigen Einreisesperre.

Nun lebt ein Teil der Familie des Liechtensteiners, namentlich dessen Tochter, auf der Schweizer Seite des Rheins. Für den Betroffenen ist die Einreisesperre der Schweiz aber auch deshalb mühsam, weil damit jede Ausreise aus dem Zwergstaat zur logistischen Herausforderung wird. Der Mann rekurrierte also – doch seine Einsprache erfolgte exakt einen

Tag zu spät. Für dieses Versäumnis brachte der Liechtensteiner zwar eine nachvollziehbare Begründung vor: Die dreissigtägige Einsprachefrist gegen den Landesverweis lief während seiner Zwangsausstaffung ins Ländle, die auch mit einem Wechsel des Verteidigers verbunden war, wobei er die meiste Zeit gar keinen Anwalt hatte. Und als er endlich einen hatte, war es eben einen Tag zu spät.

Im Fall der bosnischen Väter brauchte das BVGer jeweils Jahre, um das gerechte Urteil zu finden. Im Fall des Liechtensteiners zeigten die Richter, dass sie auch anders können. In der Monatsfrist kamen sie zum Schluss: Frist ist Frist, da gibt es kein Pardon, der Fall wird gar nicht erst verhandelt, der Liechtensteiner muss fünf Jahre lang draussen bleiben. Wenn er seine Tochter mal besuchen wolle, heisst es im Urteil, müsse er halt jeweils eine Sondergenehmigung in Bern beantragen. Bei den Bosniern war das kein Thema.

Paranoider Kurde sieht Gespenster

Fall 2 — Die Bundesverwaltungsrichter sind aber nicht immer so stur, selbst wenn die Fristen nicht bloss um einen Tag, sondern über Jahre verschleppt und missachtet werden. So geschehen im Fall eines türkischen Kurden, der 1998 illegal in die Schweiz einreiste. Das Asylgesuch, das vier Jahre lang durch die Instanzen plätscherte, wurde 2002 definitiv abgelehnt, der Kurde wurde rechtskräftig ausgewiesen. Er blieb trotzdem – und er darf nun gemäss dem jüngsten Urteil (C-384/2013) des BVGer auch bleiben. Wie ist das nur möglich?

Nach der Ausweisung heiratete der Türke 2002 erst einmal eine achtzehn Jahre ältere Schweizerin, von der er sich nach Erhalt der Aufenthaltsbewilligung, also nach drei Monaten, sofort wieder trennte. Zusammengelebt haben die beiden wohl nie. Die Bewilligung war nach einem Jahr abgelaufen, die Ausweisung war damit wieder gültig, doch nun trat ein einschlägig bekannter Zürcher Linksanwalt in Aktion. Dieser produzierte in den folgenden Jahren einen nicht versiegenden Fluss neuer Gesuche und Eingaben.

Man muss sich den Vorgang als eine Art juristisches Perpetuum mobile vorstellen: Jeder Entscheid wird durch alle Instanzen gezogen; sämtliche Anträge werden nach jahrelangem Hin und Her zwar abgelehnt, doch das ist egal; denn der Zeitvertreib ist das eigentliche Ziel der Übung; wenn das Bundesgericht jeweils in letzter Instanz entschieden hat, ist schon das nächste Härtefallgesuch wegen überlanger Verfahrensdauer fällig, womit das ganze Spielchen wieder vorne anfangen kann.

Das letzte Härtefallgesuch des Türken ging am 21. Oktober 2011 beim Berner Migrationsdienst (Midi) ein und erreichte nach einem Parcours durch die Instanzen das Bundesverwaltungsgericht im Januar 2013. Und dieses brütete nun zweieinhalb Jahre über dem Fall.

Der Kurde hat zwar keine Angehörigen in der Schweiz; doch immerhin liegen keine Vorstrafen vor, er scheint etwas Deutsch zu sprechen und die meiste Zeit gearbeitet zu haben, die Referenzen von Mietern und Arbeitgebern sind gut. Dies würdigte das Bundesverwaltungsgericht schon mal als positiv, doch für einen Härtefall reichte es noch nicht.

Entscheidend war am Schluss ein ärztliches Zeugnis, gemäss dem eine «Verdachtsdiagnose auf eine paranoide Persönlichkeitsstörung

Nach 17 Jahren Insistieren und Ignorieren bekommt er doch noch einen regulären Aufenthaltsstatus.

oder paranoide Schizophrenie» bestehen könnte. Der Mann sei wegen der drohenden Ausschaffung depressiv geworden und leide an einer Magenverstimmung. Zwar bestünden auch in der Türkei kostenlose und moderne Therapiemöglichkeiten, doch eine Ausschaffung in seine Heimat könnte «aufgrund des krankheitsbedingten, wahnhaften Misstrauens dazu führen, dass der Beschwerdeführer dort nicht eingegliedert, sondern verfolgt und getötet werde». Im Klartext: Der Türke ist zwar nicht bedroht, aber er fühlt sich bedroht – und das ist entscheidend.

Damit bekommt der Mann nach siebzehn Jahren Insistieren und Ignorieren doch noch einen regulären Aufenthaltsstatus. Ob er auch arbeiten wird, ist in Anbetracht seiner schweren Krankheit natürlich eine andere Frage. Es riecht eher nach einem Fall für die IV und das Amt für Ergänzungsleistungen.

«Natacha» aus dem Indianerland

Fall 3 — Keine Nachsicht hatte das Gericht (Urteil C-5421/2013) dagegen im Fall einer Bolivianerin, die ebenfalls seit 2002 illegal in der Schweiz lebt, allerdings wirklich illegal, will heissen: unter dem Radar unseres Sozialhilfe- und Rechtsstaates. Das Phänomen ist hinlänglich bekannt, in Anlehnung an die Heldin einer populären chilenischen Telenovela würden Südamerikaner die Bolivianerin als Natacha bezeichnen. Die Rede ist von jungen Frauen aus den peruanischen und bolivianischen Anden, in aller Regel Indianerinnen oder Mestizinnen, die sich den Ruf als zuverlässige Putzfrauen und liebevolle Babysitter erarbeitet haben. Sie reisen als Touristinnen ins Land ein und leben mehr oder weniger von der Hand in den Mund. Viele finden bei Schweizer Familien Unterschlupf, natürlich ohne formelle Anmeldung. Genügsam und unauffällig leben sie, oft auch mit ihren eigenen Kindern, ausserhalb jeder staatlichen Norm.

Die Natacha, um die es hier geht, wurde 2008 schwanger und reiste zur Niederkunft für ein paar Wochen zu Verwandten nach Spanien. Der Säugling, ein Mädchen, erhielt da-

mit automatisch die spanische Staatsbürgerschaft. An sich lebte fortan auch die Mutter – die euronormale Auslegung der Personenfreizügigkeit will das so – dank dem EU-Pass ihrer Tochter legal in der Schweiz. Doch dessen wurde sich die Bolivianerin erst gewahr, als sie 2012 in Genf in eine Polizeikontrolle geriet. Die Genfer Migrationsbehörden erklärten sich in der Folge zwar bereit, Mutter und Tochter eine Aufenthaltsbewilligung erteilen. Doch der Bund stellte sich quer – und das zu Recht, wie das Bundesverwaltungsgericht nach über zwei Jahren Bedenkzeit nun festgestellt hat.

Denn um eine Aufenthaltsbewilligung zu ergattern, müsste die Bolivianerin nachweisen, dass sie für sich und ihre Tochter finanziell aufkommen kann, ohne der Fürsorge anheimzufallen. Diesen Nachweis hatte die junge Mutter zwar während des Jahrzehnts, in dem sie illegal in der Schweiz lebte, auf eindrückliche Weise erbracht. Doch die Richter sahen das anders. Just die Sozialhilfe, von der sie nie einen Rappen verlangt hatte, wurde der Natacha nun zum Verhängnis. Denn nach den sogenannten Skos-Richtlinien lebte sie weit unter dem bürokratischen Existenzminimum. Das ist war zwar immer noch ein Vielfaches von dem, was Millionen von Menschen in ihrer Heimat zum Leben haben. Doch was nicht sein darf, kann nicht sein.

Gut möglich, dass die Bolivianerin den einen oder anderen Nebenjob verschwiegen, um den Arbeitgeber nicht in Verlegenheit zu bringen. Erfolglos wies sie darauf hin, dass ihr Freund sie nach Bedarf unterstütze, was dieser schriftlich bestätigte. Doch die vom Gericht geforderten Bankbelege für monatliche Überweisungen des Freundes konnte die Frau leider nicht beibringen. Die Bolivianerin muss daher mit ihrer längst eingeschulten Tochter in ihre Heimat zurückkehren. Auch wenn sie dort mit einem Bruchteil von dem auskommen muss, was sie in der Schweiz verdiente. ○

SOMMER- NACHTSBALL

FREITAG, 21. AUGUST 2015, 19 UHR

«Dürfen wir Sie zum Tanze bitten?»

Glamouröse Ballnacht im historischen Jugendstilsaal

Beginn: 18.30 Uhr mit Aperitif
Gepflegte Abendgarderobe ist erwünscht.

PREIS INKL. 5-GANG GALA-DINER
UND TISCHGETRÄNKE:
CHF 230.– pro Person

SPEZIALPREIS ÜBERNACHTUNG:
Ab CHF 100.– pro Person im
Doppelzimmer inkl. Frühstück



WALDHAUS FLIMS
MOUNTAIN RESORT & SPA

WALDHAUS FLIMS | VIA DIL PARC 3 | 7018 FLIMS
T +41 (0)81 928 48 48 | F +41 (0)81 928 48 58
INFO@WALDHAUS-FLIMS.CH | WWW.WALDHAUS-FLIMS.CH



Raus wegen Asylbewerbern

Ihr ganzes Leben lang haben Daniel und Susan K. in einer bescheidenen Wohnung in Muotathal SZ gewohnt. Nun müssen die Geschwister ihr Heim räumen. Die Gemeinde will in dem Haus Asylsuchende unterbringen. Von Alex Reichmuth und Salvatore Vinci (Bild)

Der Brief traf kurz vor Weihnachten letzten Jahres ein. Er kam von der Gemeinde Muotathal und enthielt die Kündigung der Wohnung. «Zuteilung von Asylanten / Unterbringung» führte die Gemeinde als Grund an, warum sie als Besitzerin Eigenbedarf anmeldete. Noch heute stockt Susan K. der Atem, wenn sie sich an jenen Moment erinnert. Es sei für sie emotional schwierig, ausziehen zu müssen. Kein Wunder: Seit ihrer Geburt lebt die 57-Jährige im Obergeschoss des Hauses in Muotathal. Ähnlich hart ist die Kündigung für ihren Bruder, der 1952 als Zweijähriger mit seinen Eltern eingezogen ist. Er wohnte, abgesehen von einigen Unterbrüchen, ebenfalls immer hier.

Ursprünglich hatte das Haus mit der bescheidenen Dienstwohnung den Verkehrsbetrieben Schwyz gehört, bei denen der Vater der Geschwister K. als Chauffeur arbeitete. Das Erdgeschoss des Gebäudes diente als Busdepot. Später erwarb die Gemeinde Muotathal das Haus und richtete einen Werkhof ein. Die Familie K. blieb im Obergeschoss. Das Mietverhältnis sei immer problemlos gewesen, sagt Daniel K. 2012 aber teilte ihnen die Gemeinde mit, dass sie ihr Heim voraussichtlich bald verlassen müssten, weil Wohnraum für Asylanten gesucht sei. Während langer Zeit passierte nichts – und die Geschwister wiegten sich schon im Glauben, doch nicht ausziehen zu müssen. Bis Ende letzten Jahres.

Dringend auf Unterkünfte angewiesen

«Wir haben alles versucht, um die Gemeinde von der Kündigung noch abzubringen», so Daniel K. Er und seine Schwester schrieben Briefe und suchten das Gespräch mit den Gemeindevertretern. Es half nichts. Sie erreichten einzig einen Aufschub der Kündigung um zehn Monate, verfügt von der Schlichtungsstelle. «Die Zuständigen der Gemeinde entzogen sich unseren Bitten, auf die Kündigung zurückzukommen», meint Susan K. Das habe sie angesichts des langjährigen, problemlosen Mietverhältnisses sehr enttäuscht. «Es scheint, als sei das Schweizer Asylwesen unbedingt auf unsere Wohnung angewiesen, in der wir seit über sechzig Jahren leben.»



«Fussnote zur Schweizer Migrationspolitik»: Daniel K., Muotathal.

Bei der Gemeinde Muotathal anerkennt man durchaus, dass die Kündigung für die Geschwister K. schwer ist. «Es ist nicht angenehm», sagt Fürsorge-Präsidentin Maria Christen-Föhn auf Anfrage, «auch für uns nicht.» Die Gemeinde sei aber dringend darauf angewiesen, die Asylsuchenden irgendwo unterbringen zu können. Innerhalb von nur anderthalb Monaten habe der Kanton Schwyz der Gemeinde Muotathal elf zusätzliche Asylsuchende zugeteilt. «Insgesamt müssen wir heute 35 von ihnen beherbergen, während es vor drei Jahren erst 17 waren», so Christen. Die Gemeinde sei dabei mit Rücksicht auf die Steuerzahler verpflichtet, möglichst günstigen Wohnraum zu finden. Dazu zähle nun einmal die Wohnung der Geschwister K. Rechtlich sei die Kündigung korrekt abgelaufen, betont Christen.

Muotathal steht längst nicht allein da mit der Mühe, geeignete Unterkünfte für Asylanten zu finden. Sehr viele Gemeinden und zahlreiche Kantone melden ebenfalls grosse Schwierigkeiten. Grund dafür ist, dass derzeit viele Asylbewerber in die Schweiz strömen – insbesondere aus dem ostafrikanischen Eritrea. Der Bund erteilt zudem einem weit höheren Anteil von ihnen als früher ein Bleiberecht. Deshalb werden wenig Unterkünfte frei für neu ankommende Menschen, die als Flüchtlinge aufgenommen werden wollen. Einige Kantone und Gemeinden haben deshalb Zeltstädte aufgestellt oder Zivilschutzbunker geöffnet.

«Problemlos zu bewältigen»

In Politik und Medien laufen breite Diskussionen, ob die Schweiz gegenüber Asylsuchenden restriktiver sein muss. Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga, die für das Flüchtlingswesen zuständig ist, verteidigt die liberale Asylpolitik mit Appellen an die humanitäre Tradition der Schweiz. «Unser Land ist keine Insel, sondern ein international vernetztes und solidarisches Land», betonte sie in ihrer 1.-August-Ansprache auf dem Rütli. Kritik an der Asylpolitik, wie sie namentlich von der SVP kommt, ist laut Sommaruga Angstmacherei. Dem stimmen die Medien

mehrheitlich zu. Die vielen Eritreer im Land seien «quantitativ nichts anderes als eine vernachlässigbare Fussnote zur Schweizer Migrationspolitik», kommentierte das *Magazin*. Der Zustrom an Asylbewerbern sei «problemlos zu bewältigen».

Susan und Daniel K. haben gewiss kein Herz aus Stein. Trotzdem fällt es ihnen schwer, Verständnis für solche Aussagen aufzubringen. «Leute wie wir haben immer rechtzeitig die Steuern bezahlt», sagt Daniel K. «Wenn wir wegen Asylanten ausziehen müssen, stimmt etwas nicht mehr.» Während sich Politiker als humanitäre Wohltäter brüsteten, ergänzt seine Schwester, müssten «die kleinen Bürger» die Folgen ihrer Entscheide ausbaden. Wohl oder übel sind die Geschwister auf der Suche nach einer neuen Wohnung. Sie haben noch bis Januar Zeit, etwas Geeignetes zu finden. ○

Mit Bundesgeldern gegen Israel

Das evangelische Hilfswerk Heks hat die *Basler Zeitung* verklagt, weil diese ihm in einem Gastkommentar antisemitisch motivierte Aktionen vorwarf. Die vom Staat grosszügig mitfinanzierte Organisation versucht sich verzweifelt vom Sumpf loszusagen, in dem sie knietief drinsteckt. *Von Rico Bandle*

Am 14. Juni trafen sich in Murten rund siebenzig Abgeordnete des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes zur jährlichen Versammlung. Um die Freundschaft zwischen den Religionen zu betonen, war auch Herbert Winter geladen, der Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), des Dachverbandes der Juden in der Schweiz. In einer «Grussbotschaft» an die Abgeordneten lobte er ausgiebig die «guten Beziehungen», die «gegenseitige Wertschätzung» – bis er plötzlich auf das Heks zu reden kam, das Hilfswerk der evangelischen Kirchen der Schweiz. Dem Heks nahestehende Personen verbreiteten im Internet Hetzschriften gegen Israel und Juden – und das Heks würde das sogar billigen, sagte er.

Die heftigen Vorwürfe fussen auf den Vorkommnissen rund um die Zürcher Demonstration gegen die Gaza-Intervention Israels im Sommer 2014. Die Emotionen schlugen in Hass um, in Internetforen wurde in einer Art gegen Juden Stimmung gemacht, wie das in der Schweiz schon lange nicht mehr vorgekommen ist. Von «vergasen» war da die Rede; man werde ins Zürcher Judenviertel gehen, um Zionisten zu verprügeln. Und das waren noch eher die harmloseren Kommentare.

Als der SIG das Heks diskret darauf aufmerksam machte, dass auf der Facebook-Seite einer Palästina-Aktivistin, die zweimal an dem vom Heks mitfinanzierten «Friedensprogramm» Eappi mitmachte, Mordaufrufe und andere strafrechtlich relevante Kommentare veröffentlicht worden seien, wurde er von Heks-Mitarbeitern schroff zurückgewiesen.

Politisch gefärbte Evangelische

Dass ausgerechnet im Umfeld des Heks solche antisemitischen Tiraden vorkommen, ist kein Zufall. Die Hilfsorganisation ist mit mehreren Programmen in den besetzten Gebieten tätig und leistet dort nicht bloss Hilfe für Bedürftige, wie man das von einem Hilfswerk erwartet, sondern ist auch an politisch gefärbten Aktionen beteiligt. Insbesondere die enge Zusammenarbeit mit dem angeblichen Friedensprogramm Eappi (Heks-Beitrag 2015: 262 000 Franken), aus dem immer wieder äusserst radikale Anti-Israel-Aktivistinnen entspringen, und die Unterstützung der israelischen Organisation Zochrot, die sich die Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge zum Ziel gesetzt hat, führten in letzter Zeit zunehmend zu Kritik, nicht nur von jüdischer Seite. Die Verantwortlichen des Heks sorgen sich deswe-

gen mittlerweile um ihren Ruf. Doch statt dass sie die politischen Aktivitäten einstellen und sich auf humanitäre Hilfe konzentrieren, gehen sie mit juristischen Mitteln gegen Kritiker vor. Im März hatte der Basler Musiker David Klein – in der Israel-Frage nicht minder obsessiv wie seine Gegner – in der *Basler Zeitung* (BaZ) die Aktivitäten des Heks mit deutlichen Worten angeprangert.

Der damalige Heks-Direktor Ueli Locher veröffentlichte wenige Tage später eine Replik, in der er die Projekte zur «Friedensförderung» verteidigte und Klein «diffamierende und verleumderische Züge» vorhielt. In einem nächsten Bericht warf Klein dem Heks vor, mit dem Einsatz von Mitteln für politische Gruppierungen gegen das eigene Stiftungsstatut zu verstossen, was eine Veruntreuung von Spendengeldern bedeute. «Der Hass auf Israel ist grösser als der Wunsch, Gutes zu tun.»

Das Heks nahm dies als Grund für eine Klage. Mit dem Vorwurf der Veruntreuung habe David Klein dem Heks eine Straftat unterstellt, was eine Persönlichkeitsverletzung darstelle, schreibt die Organisation in einer Stellungnahme. Man habe von der BaZ gefordert, den Artikel von der Website zu entfernen, «den Tatbestand der Persönlichkeitsverletzung auf aussergerichtlichem Wege anzuerkennen und eine entsprechende publizisti-

sche Wiedergutmachung zu leisten». Da die Zeitung den Forderungen nicht nachgekommen sei, habe man eine Anzeige beim baselstädtischen Zivilgericht eingereicht. Die BaZ wollte sich wegen des laufenden Verfahrens nicht dazu äussern.

Acht Millionen von der öffentlichen Hand

Ob der Vorwurf der «Veruntreuung» in diesem Fall erlaubt ist oder nicht, müssen die Gerichte entscheiden. Doch diese Detailfrage lenkt vom eigentlichen Gegenstand ab: dass das Heks einseitig Partei nimmt in einem internationalen Konflikt. Und damit selbst politisch aktiv ist. Zum Beispiel, wenn es von Grossverteilern fordert, Produkte aus den besetzten Gebieten speziell zu kennzeichnen oder besser «ganz auf den Verkauf zu verzichten». Stöbert man auf den Internet-Seiten von Heks-Partnerorganisationen wie Eappi, so wird dort unverblümt das Bild vermittelt: Israelis sind böswillige Aggressoren, die sogar mutwillig Kinder töten, Palästinenser hingegen sind unschuldige Opfer. Dass sich mehrere Schweizer Teilnehmer am Eappi-Programm auf Facebook als radikale Israel-Hasser in Szene setzen, trägt auch nicht zur Glaubwürdigkeit solcher Heks-finanzierter Programme bei.

Besonders stossend ist dieser politische Aktivismus, da sich das Hilfswerk zu einem beträchtlichen Teil mit öffentlichen Geldern finanziert. Rund 14 Millionen Franken erhält das Heks jährlich von Bund, Kantonen und Gemeinden, was 22 Prozent des Gesamtbudgets ausmacht. Zusätzlich kommen etwa 7 Millionen von den Kirchen, also aus Kirchensteuern. Allein die Beiträge des Bundes haben sich in den letzten fünf Jahren von 4,45 Millionen (2010) auf 8 Millionen (2015) fast verdoppelt. Beim Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) sieht man in den Anti-Israel-Aktivitäten des Heks kein Problem – oder man schaut bewusst weg. «Dem Bundesrat sind keine Fälle bekannt, in denen im Zusammenhang mit dem Heks Probleme bezüglich der korrekten Verwendung von Spendengeldern aufgefallen wären», heisst es auf Anfrage.

Und auch das Heks gibt weiterhin vor, allein vom humanitären Gedanken getragen zu sein. Alles andere wäre ein Eingeständnis, gegen eigene Vorgaben zu verstossen. Im Heks-Strategiepapier heisst es nämlich, dass man sich «nicht von ideologischen, politischen, religiösen oder kulturellen Strömungen vereinnahmen» lasse. ○



Heks-Partnerorganisation Eappi in Jerusalem.



Bergseen können bei Föhn ganz schön stürmisch werden: Sex-Lehrerin Maggie Tapert.

Heimlich-heisse Schweizer

In Sachen Sex werden die Eidgenossen gerne unterschätzt. Da sind sich Professoren und Puffmütter einig.

Von Wolfgang Koydl und Thomas Buchwalder (Bild)

«Kontinentaleuropäer», spottete einst der Autor George Mikes, «haben ein Sexleben. Engländer haben Wärmeflaschen.» Über das Sexleben der Schweizer fällt das internationale Urteil – hoffentlich – nicht ganz so vernichtend aus. Gleichwohl stehen die Eidgenossen nicht wirklich im Ruf, heissblütige Latin Lovers zu sein, und auch ihre Frauen gelten nicht als Ausbund dampfender erotischer Lust. Aber stimmt das wirklich?

Nein, meint Ulrich Clement, und der deutsche Sexualwissenschaftler muss es eigentlich wissen. Er leitet das international angesehene Institut für Sexualtherapie an der Universität Heidelberg und kennt die Schweiz von seinen Lehraufenthalten an der Uni Basel. Für ihn werden Schweizerinnen und Schweizer in

Sachen Sex unterschätzt: Sie hätten es, meint er, faustdick hinter den Ohren. In Schweizer Betten tut sich deutlich mehr als anderswo.

Pussy-Puppe im Bücherregal

Eines seiner Beweisstücke, Maggie Tapert, lebt im Zürcher Kreis 5 und hat viele Jahre lang mit dem Professor aus Deutschland zusammengearbeitet. Sie sitzt auf ihrem Balkon und spricht «Maggie-Deutsch», wie sie das nennt: eine aparte Mischung aus Schriftdeutsch, Mundart und amerikanischen Einsprengseln. Apart ist auch Maggie Tapert selbst – eine seriöse, soignierte, reife Frau mit dunkler Hornbrille und streng nach hinten gekämmtem grauem Haar. Alter? Steht im Pass, ist aber nicht weiter relevant. Ein bisschen jener Typ von Schul-Direc-

trice, der bei Maturanden das Blut schneller zirkulieren lässt.

Ein wenig unnahbar sieht sie aus in ihrem schwarzen Kleid, und deshalb verblüffen die Worte, die ihr aus dem Munde purzeln: «Möse», «Schwanz», «ficken» – so selbstverständlich, als ob sie mit Freundinnen ein Kaffeekränzchen im «Sprüngli» verabreden würde. Aber man merkt ziemlich schnell, dass Gossensprache bei Maggie Tapert nicht vulgär klingt. Für sie gehört sie beim Thema Sexualität so selbstverständlich dazu wie die Dildosammlung und die Pussy-Puppe im Bücherregal. Letztere ist übrigens die detailgetreue Plüschversion einer Vagina. Nicht unbedingt etwas, das man seinem Kind anstelle eines Teddy mit ins Bett gibt. Tapert verwendet sie als

Demo-Objekt für Videos, die sie demnächst auf ihre Website stellen wird.

Mehr als zwanzig Jahre lang hat die Endsechzigerin Schweizer Frauen geholfen, Erfüllung und Befriedigung beim Sex zu finden. Nicht theoretisch, sondern «hands-on», wie sie sagt. Mit anderen Worten: Bei ihr lernten sie, zum Orgasmus zu kommen. «Der weibliche Orgasmus ist die Basis», sagt sie. «Aber viele Frauen wissen entweder nicht, was sie brauchen. Oder sie wissen es und schämen sich.»

Schamgefühle waren denn auch eher hinderlich bei Maggies Orgasmus-Kursen – die sie inzwischen eingestellt hat. Journalisten, vor allem männlichen, erzählt sie ungern vom Ablauf der Veranstaltung. Zu schnell läuft im Kopf des Zuhörers ein Porno ab. So viel sei gesagt: Nackt und in der Gruppe, im Kreise sitzend, befriedigten sich die Frauen selbst, unter Einsatz diverser Hilfsmittel. Sicher dürfte auch «Maggie's Magic» zum Einsatz gekommen sein – ein Vibrator von Industriestandardgrösse, den sie erfolgreich vermarktet. Tapert gibt zu, dass es nicht leicht ist, die Schamgrenze zu überwinden. «It's really big», rutscht Englisch in ihr Maggie-Deutsch. «Nur die mutigsten Frauen kommen zu mir.»

«Das ist mir zu steil»

So mutig, wie es Clement in Deutschland selten antrifft. «Ich kenne keine Deutsche, die solche Kurse veranstalten würde», meint er kopfschüttelnd. Und auch bei Maggies Kundenschaft sieht er einen Unterschied zwischen Deutschen und Schweizern. Ab und zu hat er deutsche Patientinnen nach Zürich überwiesen. Aber die meisten hätten abgewunken, nachdem sie die Sprache wiedergefunden hatten: «Das ist mir zu steil.»

Für seine These von der Schweizer Sex-Genossenschaft spricht auch die Tatsache, dass Maggies Selbstbefriedigungshandreichungen fortgeführt werden. Niemand anders als das seriöse Zürcher Institut für klinische Sexologie und Sexualtherapie hat in sein Herbstprogramm das Therapieangebot «Mit Genuss zum Orgasmus» für maximal neun Teilnehmerinnen aufgenommen: «Lustvoll, fröhlich, ernst, spielerisch, zielgerichtet und effektiv», heisst es im Prospekt.

Sex-Nation Schweiz? Ausgerechnet die braven Eidgenossen, bei denen die Geschlechter ja schon untereinander kaum ein gutes Haar aneinander lassen: Schweizer Männer beklagen Sprödigkeit und Kratzbürstigkeit ihrer Frauen. Diese wiederum halten ihre Männer eher für langweilig-lasch als für lustvoll-lässig.

Aber für Clement und andere gibt es zahlreiche Indizien dafür, dass Herr und Frau Schweizer in sexuellen Belangen mehr auf dem Kasten haben, als sie nach aussen erkennen lassen. Vermutlich ist es wie in anderen Lebensbereichen:

In der Öffentlichkeit hält sich der Schweizer bedeckt, sein wahres, oft ungestümes Naturell offenbart er nur wenigen. Der Vergleich zum stillen Bergsee drängt sich auf, dessen Wasser bekanntlich tief sind. Weniger bekannt ist, dass sie bei Föhn auch ganz schön stürmisch werden können.

So stürmisch wie die sexy Schweizer. Bei der wissenschaftlichen Behandlung des Themas hat die Schweiz traditionell eine Führungsrolle. So bietet die Hochschule Basel als einzige deutschsprachige Universität ein zweijähriges Postgraduiertenstudium für Ärzte, Psychologen oder Sozialwissenschaftler an, mit dem sie ein Zusatzdiplom in Sexualmedizin und Sexualtherapie erwerben können. Warum nicht in Deutschland? Weil dort die Themen Sexua-

Auch im Fremdgehen belegen Schweizer einen Spitzenplatz.

lität und Sexualmedizin noch immer «ganz leicht anrühlich» seien, meint Johannes Bitzer, der den Studiengang leitet. Kollege Clement ergänzt, dass sich in der Schweiz mehr Therapeuten trauten, mit der Berufsbezeichnung Sexualmediziner auf dem Klingelschild und im Internet für sich zu werben. «In Deutschland hängen Gynäkologen und Urologen diese Zusatzleistung ungern an die grosse Glocke.»

Doch reden wir nicht von trockener Wissenschaft, reden wir vom Spass. Nicht nur in Hörsaal oder Klinik, auch daheim im Bett sind Schweizerinnen und Schweizer keine Kostverächter, wie internationale Studien belegen. Die wichtigste und seriöseste ist der «Sexual Wellbeing Global Survey» des Kondomherstellers Durex. Bei Fragen nach Häufigkeit des Sex-Aktes und der Zufriedenheit dabei schneidet die Schweiz regelmässig im oberen Drittel ab, vor angeblich lebens- und liebeslustigeren Völkern wie Franzosen oder Italienern. In Schweizer Betten geht es im Schnitt dreimal die Woche zur Sache, wobei sich 42 Prozent der



Sex-Genossenschaft: Wissenschaftler Clement.

Beteiligten befriedigt zeigten. Sex-Lehrerin Tapert sähe da fraglos Verbesserungsbedarf, aber im Vergleich zum Schlusslicht Japan mit nur 15 Prozent zufriedenen Beischläfern glaubt man das schweizerische Lustgestöhn fast aus den trockenen Seiten des Reports herauszuhören.

Noch positiver in Bezug auf das helvetische Liebesleben fiel der «Sexreport 2014» aus, den das britische Boulevardblatt *The Sun* erstellt hatte. In der Befragung von 35 000 Menschen aus dreissig Ländern landete die Schweiz als «Sex-Weltmeister» an der Spitze. Zu verdanken hatten die Schweizer dies ihrer Experimentierfreudigkeit: Ob Gruppensex, Dreier, Bi, Fesselspiele oder natürlich alle möglichen Spielzeuge – man probiert gerne mal was Neues aus zwischen Basel und Bellinzona. So viel zu Blümchensex auf Alpenmatten.

Die sexuelle Neugier freilich ist nicht auf den eigenen Partner beschränkt. Auch im Fremdgehen belegen Schweizer einen Spitzenplatz. Kronzeuge ist das Seitensprungportal Ashley Madison. Die Plattform operiert weltweit, aber die Schweizer tragen überdurchschnittlich zum Umsatz bei. Mehr als 330 000 eidgenössische Mitglieder hat Ashley Madison, unwesentlich weniger als das zehnfach so grosse Nachbarland Deutschland. Beim Umsatz rangiert die Schweiz auf Platz sechs – vor Deutschland, Italien oder Brasilien.

Verständnisvoll, diskret und grosszügig

Seitensprung-Portale versprechen Genuss ohne Reue, weil ja beide Partner mit Untreue und Geheimniskrämerei einverstanden seien. Die Realität sieht dann freilich oft anders aus. Vielleicht ist gerade daher die älteste kommerzielle Einrichtung sexueller Lust in der Schweiz ungebrochen populär: das Bordell. Hier ist ein Puffbesuch gesellschaftlich eher akzeptiert als in Deutschland. Im Rotlichtgewerbe gibt es denn auch mehr Stammkunden als Laufkundschaft, wie uns eine erfahrene Madame verriet, deren Name nichts zur Sache tut.

Was sie über Schweizer Freier erzählt, belegt sowohl die Thesen von Professor Clement als auch die Erfahrungen von Orgasmus-Trainerin Tapert. Schweizer mögen Sex, auch bei der bezahlten Liebe. So nett wie diese Puffmutter hat kaum jemand über Schweizer Männer geurteilt: Verständnisvoll seien sie, diskret und grosszügig. Nicht so aggressiv wie die Deutschen, nicht so pervers wie die Franzosen, und sie liessen sich auch deutlich mehr Zeit als die «Schnellspritzer» vom Balkan. Und der Schweizer Mann ist lernfähig: «Er lässt die Frau spielen und ist dankbar, wenn sie ihm was beibringt.»

Immerhin in einem Punkt stimmt auch beim Sex ein Schweizer Klischee: Im Puff, so berichtet die Madame, bezahlt der Freier klaglos den ausgemachten Preis. Hauptsache, Leistung und Service sind korrekt. ○

In den Eingeweiden des Réduits

Mit ihren Kanonen sollten Mussolinis Truppen in Schach gehalten werden: Die Gotthardfestung Sasso da Pigna macht Geschichte sinnlich erlebbar. Das Museum zeugt vom Selbstbehauptungswillen der Schweiz – was nicht allen Historikern passt. *Von Peter Keller*

Das Begnadigungsgesuch wurde noch am gleichen Tag abgelehnt. In geheimer Abstimmung folgte die Vereinigte Bundesversammlung dem Antrag des Militärdepartements: «Staat und Armee können nur durch die Vernichtung solch niederer und gemeiner Kreaturen vor weiterem Schaden geschützt werden.» In einer abgelegenen Kiesgrube im zürcherischen Hedingen wird das Urteil vollstreckt. Truppen aus der Innerschweiz erschossen die beiden «gemeinen Kreaturen» Kurt Roos und Alfred Quaderer. So sah es der Militärkodex vor: Bei einem verurteilten Armeeeingehörigen hatten Soldaten aus der gleichen Einheit die Pflicht, die «Verräterkameraden» hinzurichten.

Das Urteil in vergilbter Schreibmaschinenschrift liegt in einer unscheinbaren Vitrine, mitten im Bauch der Festung Sasso da Pigna. Insgesamt fast zweieinhalb Kilometer Stollen hatte die Schweizer Armee während des Zweiten Weltkrieges ins Gotthardmassiv getrieben. Doch noch bevor die Anlage fertiggebaut war, verfügte die deutsche Wehrmacht bereits über Pläne des Festungswerks und Angaben zur Postierung der Geschütze, Maschinengewehre, Munitionstollen und Unterkünfte.

Ausgekundschaftet hatte das hochgeheime Projekt der zweiundzwanzigjährige kaufmännische Angestellte Kurt Roos aus Zug. Während seines Aktivdienstes absolvierte er 1944 einen Hochgebirgskurs im Gotthardgebiet und spionierte bei dieser Gelegenheit die Festung aus, gab die Informationen seinem Kollegen Quaderer weiter, der diese dann gegen Geld einem Nazi-Verbindungsmann veräusserte.

Zwischen Neugier und Schaudern

Eine «Verräterei», wie es in der Anklage heisst, höchsten Ranges. Sasso da Pigna gehörte zum Kernstück der Réduit-Doktrin von General Guisan, welche die Konzentration der Schweizer Streitkräfte auf das Gebirge und die Besetzung der strategisch wichtigsten Alpentransversalen zum Ziel hatte. Mit dieser Strategie erhoffte sich die Armeeführung eine genügend hohe Abschreckungswirkung auf die feindlichen Achsenmächte. Dem Gotthard kam dabei eine zentrale Rolle zu. Ab 1941 wurde unweit des Hospizes auf der Passhöhe ein weitverzweigtes Artilleriewerk gebaut, das bis 1998 im Einsatz stand und erst drei Jahre später aus der absoluten Geheimhaltung entlassen worden ist.

Was dem Verräter Kurt Roos 1944 noch den Tod brachte, steht heute für Interessierte offen

zur Besichtigung. Eine Stiftung hat den Unterhalt und den Betrieb der Festungsanlage übernommen. Ihr Präsident ist Alfred Markwalder, «ein Hundert-Prozent-Job», wie er mit einem entschuldigenden Seufzer in Richtung seiner – nicht anwesenden – Frau anfügt, «allerdings ohne Bezahlung». Der hochgewachsene, inzwischen pensionierte Berner ist wie geschaffen für diese Aufgabe. Er war Rüstungschef der Armee, und als ehemaliger Kommandant der Gotthardbrigade wird Sasso da Pigna für ihn immer mehr sein als ein Museum, das die Besucher mit einer Mischung aus Neugier und Schaudern erkunden.

Noch ragen meterhohe Schneewände am Strassenrand hoch, Alfred Markwalder begrüsst den Journalisten vor der Eröffnung im Mai. Die Feuchtigkeit hockt tief in der Anlage. Während der Wintermonate wird das Museum komplett eingemottet, dann braucht es Wochen, bis alles bereit und geheizt ist für den Empfang der ersten Besucher. Vom Eingang führt ein mehrere hundert Meter langer Stollen zu einem Schrägaufzug, der hinauf in die eigentlichen Eingeweide der Festung fährt, zu den Truppenunterkünften und den Geschützstellungen. Die Kanonen, die sich im Originalzustand befinden, sind nach Süden ausgerichtet. Sasso da Pigna hatte die Zugangsachsen zum Gotthard wörtlich im Visier: einerseits

die Leventina und andererseits den San-Giacomo-Pass. «Wie ein Dolch», heisst es im Festungsführer, stösst dort Italien bis weit in den zentralen Alpenraum vor. Über das schweizerische Bedrettotale sind es nur wenige Kilometer zum Südportal des Gotthard-Eisenbahntunnels und zum Gotthardpass selbst.

Gibt es noch Fragen?

In den zwanziger Jahren hatte Benito Mussolini die Strasse auf den San Giacomo komplett ausgebaut – zweifellos mit militärischen Absichten. Die italienische Armee hätte problemlos schwere Geschütze auf den Pass transportieren und von dort aus die Südzüge zum Gotthard kontrollieren können. Nach dem Réduit-Entscheid 1940 musste diese offene Achillesferse möglichst rasch geschlossen werden. Drei Jahre später konnten sechs Artilleriewerke den San-Giacomo-Pass unter Beschuss nehmen, darunter auch die heute noch zu besichtigende Westbatterie der Sasso da Pigna.

Die von Alfred Markwalder geführte Fondazione Sasso San Gottardo hat die als Denkmal von nationaler Bedeutung eingestufte Festung sukzessive zum Museum ausgebaut. In diesem Jahr lockt zusätzlich eine imposante Kristallausstellung im Berg. Dafür holt er Sponsoren und Gönner an Bord, die jedes Jahr Hunderttausende Franken zur Verfügung



Abschreckungswirkung: Bunkerkanone am Gotthard.



Historische Herzkammer: Kristall-Ausstellung im Gotthard.

stellen. «Ohne ausgewiesene Projekte lassen sich solche Summen nicht organisieren.»

Ein nicht unwesentlicher Teil seines Jobs besteht in der Beschaffung der nötigen Gelder, was sich nicht immer so einfach gestaltet wie vorletzten Sommer: In seiner Funktion als Stiftungspräsident führte Markwalder ehemalige Kameraden durch die Anlage, unter anderem zum westlichen Geschützraum mit seiner 15-cm-Bunkerkanone, die den oben beschriebenen San-Giacomo-Pass im Schussfeld hatte. Davon ist im nach aussen abgeriegelten Gefechtsstand nichts zu sehen.

Markwalder zeigte auf einem Foto die früher strategisch bedeutsame, heute durch ihre wilde Schönheit beeindruckende Sicht auf das Bedrettal und die italienischen Alpen dahinter. Genau diesen Blick wollte die Stiftung mit einer Plattform ermöglichen, aber diese kostete 150 000 Franken, und die Fondazione Sasso San Gottardo realisiert kein Projekt, bevor nicht das Geld in der Kasse ist. Die Führung ging weiter, am Ende habe er, wie üblich, in die Runde geschaut: «Gibt es noch Fragen?» Worauf jemand aus der Gruppe sich meldete: «Was, hast du gesagt, kostet diese Plattform schon wieder?» – «150 000 Franken.» – «Ich übernehme das.» Markwalder beendet seine Anekdote mit einem Lächeln stiller Genugtu-

ung und öffnet die Tür zur inzwischen errichteten Plattform. «Wenn man mit den Leuten rauskommt, sagen alle, wirklich alle: «Wow!»» Es öffnet sich ein Panorama über die Täler, wenn nicht gerade, wie heute, der Nebel um die Gipfel schleicht.

Ein ziemlich schräger Befund

Der Weg ins Innere der Festung gleicht einem historischen Spaziergang in die jüngere Vergangenheit. Anschaulich, spürbar, nach wenigen Schritten umfängt den Besucher der nasskalte Atem der Geschichte. Die schmalen Stollen, die gegen Giftgas gesicherten Mannschaftsräume, das Munitionslager, die nach wie vor installierten Geschütze sind ein Monument des schweizerischen Wehrwillens, eingegraben in den Granit des Gotthards, der selber eine mythische Strahlkraft hat.

Man kann es Ironie oder Fügung nennen: Die Festung wurde erst im Dezember 1945 fertiggestellt und übergeben – ein halbes Jahr nach Kriegsende. Der Landesverräter Kurt Roos ist, wenn man so will, das einzige Todesopfer geblieben, das die Anlage gefordert hat. Sasso da Pigna ist die materielle Umsetzung der bewaffneten Neutralität in Stahl und Beton. Der inzwischen abgetretene Zürcher Professor für Neuere Geschichte, Jakob Tanner,

sah indes im Rückzug der Schweizer Armee in den zentralen Alpenraum eine «Demutsgeste» gegenüber Nazideutschland. Ein ziemlich schräger Befund, wenn man sich nur schon besuchsweise einer Festung wie Sasso da Pigna nähert.

Mag sein, dass dem Linksaussen-Historiker Jakob Tanner die weitere Bestimmung solcher Réduit-Anlagen missfiel. Sie wurden nach 1945 militärisch nahtlos weitergenutzt, teilweise sogar ausgebaut. Das Bedrohungsszenario verschob sich nach Osten, gegen die Sowjetunion, die 1956 in Ungarn und 1968 in Prag mit Waffengewalt die nationalen Freiheitsbewegungen niedermachte. In exakt dieser Phase politisiert sich Tanner, er wird zum Marxisten und wirkt, laut *Tages-Anzeiger*, bei der Gründung der kommunistischen Partei Poch mit, deren Kader mit den sowjetisch geprägten Ostblock-Diktaturen sympathisierten.

Von diesen Wirren bleiben der Gotthard und sein Festungswerk unberührt. Sie bilden bis heute die historischen Herzkammern der Schweiz.

Historische Festung Sasso da Pigna,
Geöffnet bis 18. Oktober 2015. www.sasso-sangottardo.ch

Champion des Lebens

Neue Karriere, doppelter Wimbledon-Sieg, Botschafterin der Tennis Hall of Fame. Martina Hingis, die erfolgreichste Schweizer Sportlerin aller Zeiten, strotzt vor Spielfreude. Die Tennis-Welt von Navratilova bis Kurnikowa ist voll des Lobes. Bloss die Heimat hadert mit ihr. Warum? Von Urs Gehrig

Feuchte Hitze schnürt Washington den Atem ab. Es ist ein Sonntagabend Ende Juli, und eine Frau im Sportjupe sprintet durch eine Nebelwand aus Trockeneis in das künstlich gekühlte Charles E. Smith Center, eine Frau, fit bis in die letzte Muskelfaser, im Gesicht ein breites Lächeln, mitten im Zentrum der Hauptstadt Amerikas, wo normalerweise ein Beamtenheer an den Schalthebeln der Weltmacht hantiert. Aber was ist schon normal in dieser Stadt – und auf diesem Court?

Gespielt wird Tennis auf farbigem Grund. Zwischen den Ballwechseln fetzen Gitarren aus den Lautsprechern, es tanzen die Cheerleader vor der Tribüne, wo bei jedem Punktgewinn die Arme zur Hallendecke schnellen, und mittendrin in all dem Trubel ist sie: Martina Hingis, 34, das Tenniswunder aus Trübbach, zu Hause in aller Welt und zurzeit Star der Washington Kastles.

In den nächsten zweieinhalb Stunden fegt sie mit ihrem Team die Gegner der Springfield Lasers vom Platz. Im Double, im Mixed Double, im Single. «Go, Martina, go!», schallt es aus dem Publikum. Wer vergessen – oder nie begriffen – hat, was Martina Hingis fünfzehn Jahre nach ihren grössten Erfolgen noch immer bedeutet auf der Welt, bekommt es hier in frenetisch aufbrausenden Dezibel-Dosen verabreicht.

Obamas feiern «Swiss Miss»

«Die Amerikaner lieben Comeback-Geschichten», wird sie am nächsten Morgen beim Frühstück sagen. «Sie haben Respekt vor Sportlern, die sich immer wieder zurückkämpfen.» Nach dem zweifachen Doppel-Triumph in Wimbledon (Grand-Slam-Titel 17 und 18) reiste Martina Hingis in die USA. World Team Tennis steht hier auf dem Programm, eine Schaukampfserie von Kurzmatches. Es ist eine typisch amerikanische Show fürs Volk, ab zehn Dollar ist man dabei, doch das Fan-Spektrum reicht bis zur Präsidentenfamilie. First Lady Michelle Obama samt ihren Töchtern fiebert mit den Kastles mit, manchmal sogar mitten auf der Tribüne, «Let's go»-Schilder mit Martinas Bild darauf in der Hand.

Hingis ist die weltweit erfolgreichste Sportlerin, welche die Schweiz je hatte, und sie ist es bis heute geblieben. Wie überall auf dem Globus war die «Swiss Miss» hier in Washington bereits in den neunziger Jahren ein Star. Fasziniert verfolgten die Amerikaner den kometenhaften Aufstieg des Schweizer Fräulein-

wunders: Mit fünfzehn wurde sie die jüngste Wimbledon-Siegerin im Doppel. Mit sechzehn jüngste Spielerin der Tennisgeschichte, die es an die Spitze der Weltrangliste geschafft hat. 209 Wochen hielt sie sich als Nummer eins. Dann musste sie 2003 mit 22 Jahren verletzungsbedingt das Racket an den Nagel hängen. Nach einer kurzen Rückkehr auf den Profi-Court ist sie seit 2013 zum dritten Mal im Geschäft. Erfolgreich wie eh und je.

Am Morgen nach dem Sieg gegen die Springfield Lasers sitzt Martina Hingis in einem Café irgendwo zwischen dem Weissen Haus und dem Capitol. Sie trägt ein hochgeschnittenes Kleid mit Blumenmuster, Sandalen, eine orange-braune Breitrand-Sonnenbrille mit opulentem Schwung und lächelt. «Sunny, thank you for the smile upon your face», singt Frank Sinatra aus der Peripherie des Grosshirns. Es ist ein Lächeln wie ein frischer Lufthauch, eines, mit dem man seit früher Jugend vertraut ist, auch wenn man es erst jetzt zum ersten Mal von nahem sieht.

«Es ist, als ob ich alles noch einmal erleben würde», sagt sie. «Das letzte Mal ist siebzehn Jahre her, ein halbes Leben.» Hingis schwärmt

«Sie spielt Old-Style-Tennis in einer neuen Welt. Und es funktioniert.»

von Wimbledon, vom Doppel-Final mit der Inderin Sania Mirza. «Das Drehbuch hätte man nicht besser schreiben können. Wir hatten den Match ja praktisch verloren, wir lagen 5:2 hinten.» Hingis und Mirza kämpften sich zurück. Bei Gleichstand 5:5 ging die Sonne unter, das Dach über dem Centre-Court wurde geschlossen, dann fiel die Entscheidung: 5:7! Es war ein Match wie aus einem Märchen. «Ihr beide habt den Centre-Court gerockt!», twiterten Bollywoods Schauspielstars. «Macht uns weiter so stolz.»

Was hat sich verändert in der Welt des Frauentennis seit Hingis' Zeit als Nummer eins? «Das Material in erster Linie, die Schläger sind schneller», sagt sie. Sonst sei alles ein bisschen eintönig geworden, weniger intelligent. Die meisten Jungen lernten von klein auf, auf den Ball zu dreschen. «Das Spiel fehlt, das Tennis spielen.»

Reif und gelassen sei sie geworden, wurde jüngst über sie geschrieben, zufrieden und in sich selbst ruhend. Doch jetzt kräuselt sich

wieder etwas unter der Oberfläche. Da blitzt sie wieder auf, die erfrischende Direktheit, mit der Martina Hingis einst als «Prinzessin der Herzen» die Welt erobert hat. Eine Regentin auf Zeit sei sie gewesen, schrieb die *Weltwoche* vor paar Jahren in einem Artikel, der sich las wie ein Nachruf. «Sie stand an einer Zeitenwende» zwischen Graf und den Williams-Schwwestern, zwischen Ganzkörper-Tennis und einer neuen Generation trainingsfleissiger Muskelfrauen. «Grandios» zwar, aber eine «Übergangsfigur».

Ballspiel zu Poesie verdichtet

Stimmt die Analyse? Niemand kann es besser beurteilen als jene Martina, nach welcher Hingis benannt wurde: Martina Navratilova, sechzig, Kaiserin des Frauentennis und wohl beste Spielerin aller Zeiten.

«Martina hier ... die ältere :»), meldet sich Navratilova via E-Mail. Sie habe vernommen, dass wir ein Porträt über Martina H. schreiben. «Ich bin in Nevada. Ruft mich an, wenn es geht.» Wir erreichen sie während eines Morgenspaziergangs. «Das erste Mal, als ich Martina gesehen habe, war in Wimbledon, als sie bei den Junioren spielte und Anna Kurnikowa zerstörte. Sie spielten auf Platz drei. Ich schaute ihr aus der Umkleidekabine zu und war tief beeindruckt. Sie war gerade mal dreizehn Jahre alt.»

Was ausser ihrem Vornamen verbindet Martina Hingis mit ihrem grossen Vorbild? «Die Unabhängigkeit des Denkens», sagt Navratilova, ohne zu überlegen. «Instinkt und Köpfchen dominieren ihr Spiel, dabei drückt sie allem ihre Persönlichkeit auf. Ich mache das genau gleich.»

Jeder Tennismatch erzählt eine eigene Geschichte ohne Worte. Was nicht heisst, dass Tennis keine Sprache kennt. Die Tennissprache lebt von der Variation der Schläge, der Bewegung, der Taktik, der Psychologie. Unter den stummen Filzballjägerinnen hat Hingis den reichsten Wortschatz, den sie spielerisch zu eigener Poesie verdichtet.

«Vorstellungskraft und Kreativität, die Fähigkeit, jeden Ball von irgendwo zu schlagen und sich allem anzupassen, was zum Sieg nötig ist», damit habe Martina Hingis das Frauentennis bereichert, sagt Altmeisterin Navratilova. Mit dem Variationsreichtum ihres Spiels hebe sie sich noch immer von der Masse ab. «Sie spielt Old-Style-Tennis in einer neuen Welt. Und es funktioniert.»



Im dritten Karriere-Frühling: Martina Hingis, 34.

Und dabei lächelt sie unentwegt. «Smiling assassin» hat man Hingis genannt. Das sei weder ein Zeichen von Mordlust noch von Stress. «Es ist Leichtigkeit», sagt sie. «Weil ich in meinem Leben Millionen Bälle geschlagen habe, kommen sie halt mit einem Lächeln übers Netz.»

Jason Goodall schmunzelt bei diesen Worten. «Martina ist sich genau bewusst, was sich auf der anderen Seite des Netzes abspielt.» Goodall zählt zu den begnadetsten Tennis-Kommentatoren unserer Zeit. Er steht im Dienst von ESPN, BBC, Eurosport und kennt den Court aus seiner Zeit als Profi und Coach. «Du hast den Eindruck, dass Hingis jeden einzelnen Punkt im Voraus durchdenkt, um die Rivalen zu vernichten, deshalb vergleicht man ihr Spiel mit Schach», schwärmt der Brite. «Das ist es, was man vermisst bei einem Williams-Spiel. Serena pulverisiert ihre Gegnerinnen. Martina zerlegt sie mit Intelligenz.»

«Jede Begabung muss sich kämpfend entfalten», schrieb Nietzsche über die Erziehung der antiken Griechen. Wie viel verdankt Hingis ihrer Mutter Melanie Molitor, die Martina im zarten Alter von zwei Jahren ein Racket in die Hand drückte? «Offensichtlich den Löwenanteil», sagt Navratilova, die früher selbst gegen Molitor gespielt hatte. «Aber nicht alles: Aus einem Kieselstein kann man keinen Diamanten schleifen.»

Mutter Melanie hat den Diamanten geschliffen. Doch es war Martina selbst, die ihr Talent im Wettkampf zu Hochglanz polierte. Denn letztlich steht jeder Spieler allein auf dem Court. «Tennis ist der einsamste Sport auf Erden», sagte Andre Agassi. Man steht dem Gegner stumm gegenüber. Die Regeln verbieten es sogar, mit dem Coach zu sprechen, während man auf dem Platz steht.

«Anna mania» und Kurvenamazonen

Ist Tennis im Kern ein Psychokrieg? «Klar», sagt Hingis. «Das ist ja das Schöne am Tennis, sonst müsste ich gar nicht Sport machen wollen, wenn der Kopf nicht dabei wäre.» Aber das Psychoduell strapaziert die Nerven und legt sie blank. Legendär sind die Ausraster eines John McEnroe oder Jimmy Connors. «Verschwinde vom Stuhl!», schrie Connors 1991 den Schiedsrichter an, um wie Rumpelstilzchen, sich in Rage fluchend, nachzulegen: «Hurensohn», «Arsch», «Missgeburt».

Auch Hingis hat ihre Aussetzer. Unvergesslich im Finale des French Open gegen Steffi Graf 1999, als sie in die Platzhälfte der Deutschen schritt, um den Abdruck eines Balls zu kontrollieren. Unerbittlich buhte das Publikum sie aus.

Wie stark ist Hingis heute mental? Wir fragen einen, der es wissen muss. Patrick Mouratoglou, seit drei Jahren Trainer (und Liebhaber) der Weltnummer eins, Serena Williams. «Martina ist eine der besten Taktikerinnen», sagt er

am Telefon aus Toronto, «und eine der intelligentesten Spielerinnen aller Zeiten.» Ihr grösster Trumppf jedoch sei ihre Freude am Spiel. So begeistert war Mouratoglou von der Schweizerin, dass er sie an seine Tennis-Akademie holte, wo sie junge Talente unterrichtete.

Mouratoglous Kennerblick trägt selten. Martina nennt ihn «the mentalist». Innert dreier Jahre hat er die oft unstete Williams zu sechs Grand-Slam-Titeln sowie Olympia-Gold gecoacht. Mental sei Serena die Stärkste von allen. «Wenn sie sich weigert, zu verlieren, verliert sie nicht.» Taktisch hingegen werde sie nie an Hingis herankommen.

Doch selbst die brillianteste Taktik reicht allein nicht aus, um im Einzel mit der Elite des Muskeltennis mitzuhalten. Hingis weiss: Ihr fehlen die Fitness und die Körperkraft. Sie

«Serena pulverisiert ihre Gegner. Martina zerlegt sie mit Intelligenz.»

wolle sich auch gar nicht mehr quälen. «Im Doppel habe ich bloss die Hälfte des Platzes», sagt sie und grinst.

Das Doppel gilt gemeinhin als Disziplin zweiten Ranges. An Action ist es indessen kaum zu überbieten. Dreizehn Grand Slams holte Hingis im Doppel. Derzeit ist sie wieder Nummer zwei der Weltrangliste. Mit welcher ihrer zahlreichen Partnerinnen hat sie sich am besten verstanden? «Mit Anna!», kommt es wie aus einer Pistole geschossen.

Anna Kurnikowa? Die Sexbombe aus Moskau? «Die zwei Jahre mit Anna Kurnikowa waren super.» Die zwei gaben eines der attraktivsten Doppel, die ein Tennis-Court je gesehen hat. Eines allerdings mit krass unterschiedlichen Spiesslängen. Auf die aufkeimende Rivalität mit der Russin angesprochen, meinte Hingis mit achtzehn knapp: «Welche Rivalität? Ich gewinne alle Matches.» Als sie sich paarten, war Hingis Nummer eins. Kurnikowa ohne einen einzigen Turniersieg im Single-Tennis, dafür ausgestattet mit verruchter Unschuld und einem Goldnäschen für Sponsoringeschäfte, mittels welcher der Blondzopf Dutzende Millionen auftankte.

Sex und Tennis, das ist ein Match, der im Himmel spielt und der schon früh die Massen mobilisierte. In den vierziger Jahren versetzte Amerikas Gussie Moran Wimbledon mit ihrer geriffelten Seidenunterwäsche in Ekstase. Dann kam die makellose Chris Evert, gewann mit ihren luftigen Kleidchen Wimbledon dreimal und schien dabei nicht einmal zu schwitzen. Es folgten Tracy Austin, Carling Bassett, Anne White im weissen Catsuit, Vollblut Sabatini und Steffi Graf mit ihren hypnotisch blauen Augen. Doch keine von ihnen konnte es aufnehmen mit Kurnikowa. Bevor Kurvenamazonen mit Vulkanbrüsten im Circuit sexy

wurden, erschütterte «Anna mania» die Tenniswelt.

«Keine konnte das Jäckchen ausziehen und mit dem Kleidchen herumschwingen wie sie», erinnert sich Hingis. «Selbst Männer, die nichts mit Tennis am Hut hatten, wollten sie sehen.» Und wenn Hingis und Kurnikowa gemeinsam auf dem Court standen, war auch das Tennis richtig klasse.

Allergisch auf Idole?

Die beiden gingen in die Geschichte ein als «Spice Girls des Tennis-Courts». «Den Namen hat Martina erfunden», sagt Anna am Telefon aus Florida. «Ich habe mit totalem Respekt zu Martina hinaufgeschaut und enorm viel von ihr gelernt. Zu Beginn war ich etwas schüchtern, dann ergänzten wir uns glänzend, auch neben dem Platz.»

Dabei wäre den Journalisten nichts lieber gewesen als ein dreckiges Duell der Tennis-Teenies. «Die Medien hetzten uns gegeneinander auf», sagt Hingis. Doch dann kehrten die beiden den Spiess um. «Als wir uns vereinten, waren wir doppelt stark. Die negative Energie wandelten wir ins Positive um und wurden praktisch unschlagbar.»

Umso argwöhnischer lauerten ihnen die Medien auf, jeder Zischlaut wurde von den Orakelpriestern des Boulevards als Skandalchen gedeutet. Ende 2000 wurde die Journaille schliesslich belohnt. Nach einem Disput um einen Linienball und einer Hingis-Tirade brach Kurnikowa in Santiago, Chile, in Tränen aus. In der Umkleidekabine sei es dann zum grossen Eklat gekommen, berichteten Medien – Trophäen und Vasen seien durch die Gegend geflogen.

«Das waren ein paar Blumen, sonst nichts!», lacht Kurnikowa in einer Schallstärke, dass es einem schier das Gehör verschlägt. «Stell dir vor, wir haben so viel Zeit zusammen verbracht, wir waren wie Geschwister, die sich halt ab und zu in die Haare gerieten. Dann steckten wir es weg und spielten weiter.» Elfmal gewannen sie zusammen im Doppel. An Hingis' Seite holte Kurnikowa ihre einzigen zwei Grand-Slam-Titel. «Das Mädchen rackert sich noch heute den Arsch ab», sagt Anna über Martina. «Dabei trägt sie ihren Kopf fabelhaft auf den Schultern, sie ist intelligent und liebenswert, einfach grossartig.»

Egal, mit wem man auf der Welt über Martina Hingis spricht, die Aussagen decken sich: «Einmalig», «brillant», «phänomenal». Wäre die «Swiss Miss» Amerikanerin, man hätte ihr Gesicht längst in den Mount Rushmore gemeisselt. Warum, fragt man sich, hört man in der Schweiz Ähnliches so selten? Stimmt es, dass Schweizer oft allergisch auf ihre Idole reagieren? Immerhin logiert King Roger in einer Präsidentensuite mitten in Helvetias Herzen. Martina hingegen bleibt Ähnliches bis heute versagt. Der Jubel über den jüngsten Doppel-



Den Diamanten geschliffen: die elfjährige Martina mit Mutter und Trainerin Melanie Molitor.



«Spice Girls»: Kurnikowa, Hingis, 1999.



«Instinkt und Köpfchen»: mit Navratilova, 2013.

sieg von Wimbledon verloderte in den Medien wie ein Strohfeuer. Und der Gesamtsieg im World Team Tennis letzte Woche, der fünfte der Kastles in Serie, schaffte es bei uns nicht in eine einzige Kurzmeldung.

Profisport galt als anrühlich

Springt wenigstens das Schweizer Fernsehen im Namen des Service public über den eigenen Schatten? Fehlanzeige. Ein Hingis-Beitrag im «Sportpanorama» vor zwei Wochen war gespickt mit gönnerhafter Süffisanz. «Martina Hingis im dritten Karrierefrühling? Scheint so», nölte der Kommentator aus dem Off. Die Kamera filmte Hingis bei einem Einsatz für das World Team Tennis in Manchester-by-the-Sea. Als sie nach dem gewonnenen Match geduldig Autogramme verteilte, lautete der Kommentar: «Martina macht kleine Fans glücklich: «Hingis bi de Lüt» – ein Teil ihrer dritten Karriere.» Zum Schluss des Beitrags ironisch die Frage: «Wie lange soll's denn noch als Profi weitergehen?» – «Dieses Jahr, nächstes Jahr, danach schauen wir weiter», sagt Hingis aufgeräumt. Da hebt die Off-Stimme im Stil eines Schmierkomödianten zum platten Finale an: «Martina Hingis, 34, und kein bisschen müde.»

Die Schweiz und Hingis, wo liegt das Problem? Martina wird leise. «Ich weiss es ja nicht», sagt sie und weicht aus.

Phil de Picciotto, der wohl bekannteste Tennisagent der Welt und Chef der Marketingagentur Octagon, die Hingis unter Vertrag hat, wagt den globalhistorischen Vergleich. «Ich sehe eine Parallele zwischen Gorbatschow und Hingis», sagt er. «Gorbatschow öffnete alle Türen, er hat all die harte Arbeit gemacht», doch im eigenen Land habe er dafür kaum Anerkennung erhalten. «Martina ergeht es ähnlich. Sie hat in der Schweiz auch viele Tennis-Türen geöffnet.» Für Spieler wie Federer und Wawrinka. «Den Ersten bleibt der Dank versagt.»

Ein Hingis-Beitrag im «Sportpanorama» war gespickt mit gönnerhafter Süffisanz.

Hingis' Manager Mario Widmer sucht die Gründe in der Mentalität der Schweiz in den neunziger Jahren. Damals habe man hierzulande keine Weltstars gekannt. «Profisport war bei uns fast etwas anrühlich. Erst recht für ein sechzehnjähriges Mädchen. Als die Leute noch gelesen haben, was sie verdient, hat relativ schnell ein Neidfaktor reingspielt.»

Auch Hingis' unbekümmert-jugendliches Naturell habe ihr negativ mitgespielt, sagt Widmer. «Martina hat in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit Dinge gesagt, die ein negatives Echo auslösten.» Etwa als sie ihre lesbische Kollegin Mauresmo als «halben Mann» bezeichnete. Oder als sie behauptete, die Wil-



«Magisches Spiel»: mit Leander Paes, 2015.

liams-Schwestern hätten wegen ihrer dunklen Hautfarbe Vorteile bei Werbepartnern.

Im Ausland blieben solche Aussagen nicht haften. Was zählte, war Hingis' Sprache auf dem Tennisplatz, das gesprochene Wort verwehte. Ausserdem schätzten viele internationale Journalisten Hingis' unbeschwerter Art. Im Unterschied zu den meisten anderen Spielerinnen der keimfrei vermarkteten Tenniswelt sprach Hingis «Wahrheiten» aus, die so luzid klangen wie Weisheiten eines Diogenes.

Auf jeder Zeitungsredaktion in der Welt hätten die Kollegen die Ellbogen ausgefahren, um ein nationales Ausnahmetalent wie Martina Hingis als ihr «Spezialgebiet» zu reklamieren. In der Schweiz nahm sich kein Journalist mit Verve und Hingabe ihrer an. Stattdessen suchte man nach Gründen, warum sie angeblich missfiel. Ihre Stimme, ihr Ostschweizer Dialekt, ihr Ehrgeiz. Selbst ihr schönstes Markenzeichen galt als suspekt. «Warum lächelte sie, wenn Kontrahentinnen Fehler unterliefen?» (NZZ).

Kritiker zum Schweigen gebracht

Und wenn jeweils das kümmerlichste Argument abgeleiert war, schwenkte man um auf das beliebteste Hass-Sujet: Mutter Melanie Molitor. Die tschechische Ex-Profispielerin, der trotz grossem Talent nie eine eigene Topkarriere als Tennisspielerin vergönnt gewesen war, habe ihren ganzen Ehrgeiz wie einen Bunsenbrenner auf die Tochter gerichtet. Habe ihr die kindliche Freiheit geraubt. Habe aus Geldgier die Tochter zum Wundermädchen gezüchtet. Als Molitor auf die Anschuldigungen 1997 in der Zeitschrift *Tele* rabiat reagierte («Uns ist egal, was die chauvinistische Presse meint»), wurde sie von dem Heft mit



«Den Centre Court gerockt»: Mirza, Hingis, 2015.

dem vernichtenden Verdikt «zweibeiniger Stacheldraht» erst recht genüsslich filetiert.

Hingis mag sich längst nicht mehr ärgern über die Schlammschlachten. «Heute bin ich dankbar für alles, was meine Mutter gemacht hat.» Klar sei sie streng gewesen, aber nur darum habe sie Erfolg gehabt. Und klar seien ihr als Teenager die Entbehrungen des frühen Profi-Lebens bisweilen bitter vorgekommen. Anna Kurnikowa erging es gleich. «Wir reisten beide mit unseren Müttern von einem Event zum anderen», sagt die Russin. «Umso wertvoller waren unsere gemeinsamen Gespräche.

Sie sprach «Wahrheiten» aus, die so luzid klangen wie Weisheiten eines Diogenes.

Wir verstanden uns instinktiv. Wir haben uns über Mode, Ausgang und Jungs unterhalten.»

Was das Amouröse betrifft, so hat Hingis dies längst nachgeholt, wie die Boulevard-Presse mit voyeuristischem Flair emsig rapportiert. «Hingis hatte jedes Jahr einen neuen Lover», titelte der *Blick* vor paar Jahren und druckte eine Liste ab. Darauf ein Hockeyspieler, ein Fussballprofi, ein Jurist und ein Oligarch. Selbst die «seriöse» Presse konnte es sich nicht verkneifen, die Lover-Galerie tiefenpsychologisch auszuleuchten: «Es liegt nahe, in diesem disparaten Beute-Schema ein weiteres Zeichen der Verunsicherung zu sehen» (NZZ).

Wie schaffte es Hingis, alles Negative hinter sich zu lassen und sich nach Niederlagen wieder aufzurappeln? «Ich konnte mich immer auf das Tennis verlassen», sagt sie. So auch bei ihrem ersten Comeback 2006, als sie sich im Nu auf Rang sechs der Weltrangliste vor-

kämpfte. Doch dann folgte ein Tiefschlag, nach dem auch ihr brilliantestes Tennis nicht mehr weiterhalf: der Vorwurf des Kokainkonsums. Zweijährige Spielsperre. Mediales Scherbengericht.

Hingis beteuerte von Beginn weg ihre Unschuld. «Der Prozess gegen sie war eine Farce», sagt Manager Widmer. «Niemand konnte ihre Schuld je beweisen.» Heute spricht in der Tenniswelt niemand mehr von dem Fall. Mit ihrem zweiten Comeback hat Hingis die letzten Kritiker zum Schweigen gebracht. Die inoffizielle «Rehabilitierung» erfolgte 2013 mit ihrer Aufnahme in die International Tennis Hall of Fame, dem ultimativen Ritterschlag für jeden Racket-Champ. Im Juni wurde Hingis sogar als deren globale Botschafterin auserkoren. «Sie ist ein Glücksfall für uns», sagt Todd Martin, CEO der Hall of Fame. «Sie versteht und fühlt das Spiel wie keine Zweite. Sie ist gewinnend, engagiert, ohne jegliche Attitüde einer Primadonna.»

Eine Einschätzung, die Hingis' indische Doppelpartner uneingeschränkt teilen. Von einer «unglaublichen Chemie» schwärmt Sania Mirza, die Welt Nummer eins im Doppeltennis. Erst seit März spielen die beiden zusammen und haben bereits vier Titel gewonnen. «Mit Martina zu spielen, ist magisch», doppelt Hingis' gegenwärtiger Mixed-Partner Leander Paes nach. «Viele analysieren ihr Spiel, ihre Technik, ihre Schläge und Fussarbeit. Aber was viel wichtiger ist: Martina ist ein Champion des Lebens. Egal, wo und in welcher Verfassung, Martina versucht immer, ihr absolut Bestes zu geben.»

Die Aussagen stimmen perplex. Man kann es drehen und wenden, wie man will, die kühle Distanz ihrer Heimat zu Hingis bleibt ein Enigma. Jedes Argument für sich genommen greift zu kurz, ist peinlich, nichtig oder liegt weit zurück in der Vergangenheit. Selbst als Summe fügen sie sich zu keinem vernünftigen Bild. Was bleibt, sind die gewinnenden Worte ihrer Weggefährten, Vertrauten und von Millionen Fans rund um die Welt und der dringende Verdacht, dass die verweigerte Liebe mehr mit den Schweizern zu tun hat als mit ihrem Superstar, der unbeirrt nach vorne blickt zum Horizont.

Was kommt als Nächstes? Doppel an Olympia? Hingis hat ihre «Bewerbung» sowohl bei Federer als auch bei Wawrinka deponiert. «Der Ball ist bei ihnen», sagt sie. «Vergesst die Olympischen Spiele nächstes Jahr», ruft Navratilova von ihrem Morgenspaziergang aus Nevada. «Martinas Horizont reicht mindestens bis 2020.» Sie habe einen grossartigen kleinen Körper. Im Prinzip könne sie so lange spielen, wie sie wolle. «Ihre einzige Grenze ist die eigene Spielfreude.» Und die scheint heute grösser denn je. «Ich hoffe, sie wird nie versiegen», sagt der alte Champ. «Ich liebe es, sie spielen zu sehen.» ○

Mund halten, wegducken

Von Thilo Sarrazin — Die steigende Präsenz der Salafisten hat das Stadtbild von Bonn nachhaltig verändert. Gefahren soll man offenbar erst ansprechen, wenn das Schlimmste eingetreten ist.



Die ehemalige Bundeshauptstadt Bonn ist zu einer Hochburg der radikalen Salafisten geworden. Etwa zehn Prozent der aus Deutschland nach Syrien ausgereisten radikalen Islamisten kommen aus Bonn, wo sie sich im Stadtteil Bad Godesberg konzentrieren. Mittlerweile ist Arabisch in Bonn die am zweithäufigsten gesprochene Sprache. Anknüpfungspunkt ist die König-Fahd-Akademie, eine saudi-arabische Auslandsschule, die über Jahrzehnte stark religiös ausgerichtete Familien aus ganz Deutschland anzog. 2003 hatte es einen Skandal um ihre radikalislamischen Schulbücher gegeben. Seitdem handhabt die Schulbehörde die Befreiung der Schüler von der deutschen Schulpflicht restriktiver. Aber die demografische Ballung islamistischer Araber in Bonn Bad Godesberg ist nicht mehr umkehrbar und hat das Stadtbild nachhaltig verändert.

Drohung gegen Kirche
Die Stadt Bonn leugnet die Probleme nicht, aber sie spricht auch nicht gern darüber. Die Integrationsbeauftragte Coletta Manemann macht sich Sorgen über eine drohende Islamfeindlichkeit.

Drohung gegen Kirche

Die Stadt Bonn leugnet die Probleme nicht, aber sie spricht auch nicht gern darüber. Die Integrationsbeauftragte Coletta Manemann macht sich Sorgen über eine drohende Islamfeindlichkeit.

Die grösste evangelische Gemeinde in Bonn Bad Godesberg ist die Erlösergemeinde. Am 11. Dezember 2014 fand sich in ihrer Post ein anonymes Drohbrief mit Briefkopf und Unterschrift in arabischen Schriftzeichen. Er hatte folgenden Text:

«An den Vorbeter der Versammlung von Ungläubigen, die ihr evangelische Gemeinde nennt: Islam ist die einzig wahre Religion. Ihr bekommt die Gelegenheit zum Annehmen des Islam in den nächsten drei Monaten von jetzt an. Lest Al-Q'ran und nehmt den Islam an! Macht von eurem Haus eine Moschee, die nur den Muslimen offen steht! Ihr müsst in den nächsten drei Monaten erklären, dass ihr Islam freiwillig angenommen und von eurem Versammlungshaus eine Moschee gemacht habt. Das müsst ihr im TV und Internet machen, so dass alle Menschen davon hören und sehen.

Wenn ihr euch aber Islam verweigert: Wir werden zuerst dich finden. Wir werden dich strafen im Namen von Allah, welchen du verleugnest! Wir werden deine Brut finden und strafen! Wir werden das Haus für eine Moschee einfach nehmen und alle strafen, die Islam nicht freiwillig angenommen haben!»

Das Presbyterium der Gemeinde entschied nach einer Beratung mehrheitlich, den Brief nicht zu veröffentlichen und die Gemeindeglieder nicht zu informieren. Man fürchtete offenbar einerseits Repressalien, andererseits den Ruf der Islamfeindlichkeit. Nur durch eine Indiskretion kam es zu einer Weitergabe des Briefes, und nur auf Umwegen geriet er von da in meine Hände.

Verrückte Fanatiker

Offenbar wurde der Brief von einem verrückten Fanatiker geschrieben. Inhaltlich ernst zu nehmen ist er natürlich nicht. Aber verrückte Fana-



«Wir werden dich strafen im Namen von Allah!»: Salafisten-Demo in Bonn.

tiker steuerten vor vierzehn Jahren zwei Flugzeuge ins World Trade Center. Und verrückte Fanatiker, die in Europa aufgewachsen sind, kämpfen heute zu Tausenden beim IS. Nur: Wie geht man mit der Verrücktheit um? Ihre Gefahren soll man offenbar erst ansprechen, wenn das Schlimmste eingetreten ist. Und einen ideologischen oder religiösen Zusammenhang mit dem Islam soll man möglichst gar nicht herstellen, denn spätestens seitdem Bundespräsident und Bundeskanzlerin es sagten, wissen doch alle: «Der Islam gehört zu Deutschland.»

Aufschlussreich ist der Vergleich der Ereignisse im äussersten Osten und im äussersten Westen Deutschlands.

— Als der Drohbrief der Salafisten in den Briefkasten der Godesberger Erlösergemeinde wanderte, warnte Pegida gerade in Dresden vor der Islamisierung Deutschlands. Das wurde den demonstrierenden Bürgern sehr übel genommen, mindestens fand man ihre Befürchtungen lächerlich, weil es doch praktisch keine Muslime in Dresden gebe.

— Von Bonn kann man das wahrhaftig nicht mehr sagen. Dort, wo radikale Islamisten Drohungen aufs Papier bringen (oder nach Syrien ausreisen, wenn sie mehr tun wollen), schweigen die Bedrohten konsequent, vielleicht in der Hoffnung, so die Gefährdung abzuwenden, vielleicht aber auch beherrscht von der noch grösseren Angst, sie könnten als islamfeindlich gelten.

Islamfeindlichkeit wird in der veröffentlichten Meinung gleich neben Ausländerfeindlichkeit angesiedelt, von da ist es zum Rechtspopulismus und gar zu rechtsradikalen Umtrieben nicht weit. Der gute Deutsche, der nicht in diese Ecke möchte, hält lieber den Mund, um nicht anzuecken, egal ob er in Bonn oder Dresden wohnt. Ganz unaussprechlich ist da die Befürchtung, unter den grossenteils muslimischen Flüchtlingen aus dem Nahen und Mittleren Osten und aus Afrika könne es Nachschub für radikale Ausprägungen des Islam in Deutschland und Europa geben. Wer soll sich auch schon äussern, wenn die Politiker es nicht tun, die Medien jeden bestrafen, der es tut, und die Kirchen sich so wegducken wie die Erlösergemeinde in Bad Godesberg.

Welches ist das nächste Tabu?

Auf dem Höhepunkt der Achtundsechziger Bewegung war das Schimpfwort Kommunistenfeind inhaltsgleich mit der Abstempelung als rechts und reaktionär. Mit dem Untergang des kommunistischen Ostblocks ist das Feindbild Kommunistenfeind zwangsläufig mit verschwunden. Natürlich zerbrach das System nicht an den Kommunistenfeinden, sondern an seinen eigenen Widersprüchen. Genau so wird der Islamismus nicht an den Islamfeinden, sondern an seinen eigenen Widersprüchen zugrunde gehen. Man kann nur hoffen, dass bis dahin weniger Blut geflossen sein wird als im Falle des Kommunismus. Neugierig darf man sein, welches neue Tabu dann die Islamfeindlichkeit ablösen wird.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die Weltwoche über die deutsche Politik.

Stiller Weltverbesserer

Mit seiner Forschung zum Zellwachstum hat Michael N. Hall einen Meilenstein in der Biologie gesetzt. Die Erkenntnisse des Basler Professors sind zentral im Kampf gegen Krebs und Alterskrankheiten. Statt im Rampenlicht steht der erfolgreiche Biochemiker lieber im Labor. Von Alex Reichmuth und Laurent Burst (Bild)

Eigentlich müssten unzählige Menschen bei Michael N. Hall Schlange stehen, um ihm zum Dank die Hand zu schütteln. Der Zellbiologe hat Entdeckungen gemacht, die entscheidend für die Entwicklung von Krebsmedikamenten sind. Doch im fünften Stock des Basler Biozentrums, wo Hall wirkt, deutet kaum etwas auf die Erfolge des schweizerisch-amerikanischen Doppelbürgers hin. Es sind nüchterne Räumlichkeiten, wie sie typisch sind für naturwissenschaftliche Forschungsanstalten. Ab und zu huschen Wissenschaftler vorbei, oder man trifft sie bei konzentrierter Arbeit. Doch Hall ist ein Star der Wissenschaft. Im März bekam er den Canada Gairdner International Award zugesprochen, einen der wichtigsten Forschungspreise. Schon zuvor war er mit zahlreichen renommierten Auszeichnungen geehrt worden.

Allzu viel Rummel um seine Person wäre Hall aber wohl unangenehm. Auf die Frage, ob er eine Vorstellung habe, wie viele Menschen dank seinen Erkenntnissen von Krebs geheilt werden konnten, weicht der bescheidene Forscher aus. Von Heilung zu sprechen, sei bei Tumorerkrankungen sowieso nicht angemessen. Es gehe vielmehr darum, die verbleibende Lebenszeit möglichst zu verlängern, entgegnet der 62-Jährige. Um dann sogleich auf die biologischen Vorgänge in den Zellen zu sprechen zu kommen, die dabei entscheidend sind.

Komplexe Wechselwirkungen

Wenn Hall über seine Forschung spricht, wird es rasch kompliziert. Biochemie ist nicht ein Fach, das sich einfach erklären lässt. Substanzen, von denen der Laie noch nie gehört hat, treten hier in komplexe Wechselwirkungen miteinander. Anfang der 1990er Jahre identifizierte Hall ein Eiweissmolekül, das in Zellen vorkommt. Bald wurde dieses Molekül mit der so zweckmässigen wie unspektakulären Abkürzung TOR bezeichnet, was für «Target of Rapamycin» steht – Ziel von Rapamycin. Hall hatte erkannt, dass das damals schon bekannte Krebsmedikament Rapamycin auf TOR einwirkt und dieses hemmt.

Bald wurde klar, dass TOR eine fundamentale Rolle in Zellen spielt und deren Wachstum massgeblich steuert. Wird die Entstehung von



«Den ewigen Jungbrunnen wird es nicht geben»: Biologe Hall.

TOR in einer Zelle verringert, verhält sich diese, als ob ein Signal für mangelnde Nährstoffversorgung sie erreicht hätte: Die Zelle wird nicht mehr grösser und kann sich daher auch nicht mehr teilen. Wer das Wachstum von Tumoren stoppen, also Wucherungen aus entarteten Zellen verhindern will, hat mit TOR darum einen zentralen Angriffspunkt.

Es geht um Leben und Sterben

Krebs ist im Grunde eine Alterskrankheit, da Entartungen mit zunehmendem Alter häufiger auftreten. Allgemein spielen Zellprozesse bei der Alterung des Organismus eine entscheidende Rolle, womit TOR bei der Vermeidung anderer altersbedingter Krankheiten wie Demenz ebenfalls ein Ansatzpunkt sein kann. Dem Molekül könnte eine Schlüssel-funktion bei der Erhöhung der Lebenserwartung zukommen. So komplex die biologischen Zusammenhänge sind, die Hall untersucht, so existenziell sind die Erkenntnisse seiner Forschung: Es geht um Jung und Alt, um Leben und Sterben. Aufgewachsen ist Hall in Peru und Venezuela, als Kind von

Amerikanern. «Ich hielt mich praktisch immer im Freien auf und war viel in der Natur», erinnert er sich. Das habe ihn geprägt und wohl sein Interesse an naturwissenschaftlichen Zusammenhängen geweckt.

Mit dreizehn Jahren schickten ihn seine Eltern in die USA, damit er dort eine solide Ausbildung bekomme. Ursprünglich wollte Hall nicht Forscher werden, sondern Arzt. Er nahm im Bundesstaat North Carolina ein vierjähriges Grundstudium in Angriff, das sowohl die Basis für Medizin wie für Biologie bildete. Forschungsarbeit im Labor gehörte ebenso zu dieser Grundausbildung wie Praktika in Spitälern. Dabei habe er erkannt, dass ihm stilles Forschen weit besser liege als der Umgang mit Patienten, so Hall. «Die Tätigkeit als Arzt hat etwas Repetitives. Die Forschung hingegen ist auf Neues ausgerichtet.» Ihm habe die soziale Ader gefehlt für den täglichen Umgang mit Patienten. Bei der Forschungsarbeit hingegen lebte Hall auf. Sie faszinierte ihn. Also sattelte er auf Biologie um.

Wird Krebs eines Tages definitiv besiegt sein? Michael Hall ist skeptisch. «Es kommen sehr unterschiedliche Tumorformen vor», gibt er zu bedenken. Bei einigen gebe es inzwischen wirkungsvolle Behandlungen, anderen stehe man noch immer ziemlich machtlos gegenüber. Falls es gelinge, Krebs wenn immer möglich von einer akuten in eine chronische Krankheit zu wandeln, sei viel gewonnen. Ein zentrales Problem bei der Tumorbehandlung ist laut Hall, dass Krebszellen immun gegen Medikamente werden. Dieser Effekt ist vergleichbar mit der Wirkungslosigkeit von Antibiotika – mit dem Unterschied, dass resistente Tumorzellen, anders als resistente Bakterien, nicht übertragbar sind.

Grosse Hoffnungen setzt der Biochemiker in die personalisierte Medizin. Bei dieser werden Medikamente eingesetzt, die genau zur genetischen Disposition eines einzelnen Menschen passen. Dieser personenbezogenen Medizin stehe eine grosse Zukunft bevor, ist Hall überzeugt. Bei der Krebsbehandlung würde sie bedeuten, dass per Genanalyse der genaue Typ eines Tumors eruiert würde. Die Medikamente könnten dann zielgenau zu diesem Typ gewählt werden und wären nur noch bedingt vom Organ abhängig, an dem der Tumor auftritt.

Nach seiner Doktorarbeit an der Harvard University forschte Michael Hall zuerst in Paris und San Francisco. Als angehenden Professor interessierten ihn Stellenangebote im französischen und englischen Sprachraum. Doch dann wurde er von Gottfried Schatz kontaktiert, den er bewunderte. Schatz ist ehemaliger Leiter des Basler Biozentrums und eine der überragenden Figuren des Forschungsplatzes Schweiz. «Schatz warb um mich», erinnert sich Hall. «Er lud mich unverbindlich für einige Tage nach Basel ein, damit ich das Biozentrum kennenlernen konnte.» Der Amerikaner nahm das Angebot an, obwohl er nicht die Absicht hatte, in den deutschsprachigen Raum zu gehen. In Basel angekommen, änderte er seine Meinung rasch. «Ich erkannte, dass das Biozentrum ein fantastischer Ort ist, um Forschung zu betreiben.»

Vielschichtiger Prozess des Alterns

1987 nahm Michael Hall eine Assistenzprofessur am Biozentrum an. Und begann nebenher Deutsch zu lernen. 1992 konnte er eine ordentliche Professur übernehmen, die er heute, fast ein Vierteljahrhundert später, noch immer innehat. Er war zudem mehrere Jahre Leiter der Abteilung Biochemie und Vizedirektor des Biozentrums. Vor allem aber gelang ihm in Basel der erwähnte wissen-

schaftliche Grosse Erfolg – die Entdeckung von TOR. Noch weniger als an den definitiven Durchbruch bei der Bekämpfung von Krebs glaubt der Zellbiologe an einen Sieg über den Alterungsprozess. Den ewigen Jungbrunnen werde es nicht geben, stellt er klar – trotz laufend neuen Erkenntnissen über die Ursachen des Alterns. Altwerden sei ein vielschichtiger Prozess und keine Krankheit, meint Hall. Er ist überzeugt, dass es eine maximal mögliche Lebenserwartung des Menschen gibt – einen

«Die Lebenserwartung des Menschen wird sich irgendwann nicht mehr steigern lassen.»

Grenzwert, der trotz medizinischem Fortschritt nicht überschritten werden könne. Allerdings sei noch unklar, wo genau diese Grenze liege.

Ruhigere Gangart in der Schweiz

«Die Lebenserwartung des Menschen wird sich irgendwann nicht mehr wesentlich steigern lassen», sagt der Forscher. «Denn je älter man wird, desto mehr akkumulieren sich körperliche Probleme, die irgendwann zum Zusammenbruch des Organismus führen.» In der Vergangenheit habe man tödliche Bedrohungen wie Hunger und Infektionskrankhei-

ten ausschalten können, die vergleichsweise einfach zu bekämpfen waren. Der Kampf gegen tödliche Krankheiten wie Krebs oder Alzheimer, die heute zentral sind, sei weitaus schwieriger.

Mit Michael Hall lässt sich bestens philosophieren. Am liebsten macht er das auf Englisch. Denn trotz fast dreissig Jahren in Basel und zwei Töchtern, die hier geboren sind und Mundart sprechen, fühlt sich der Forscher in seiner Muttersprache am wohlsten.

Die Schweiz hat er aber schätzen gelernt, insbesondere die Art, wie hier Wissenschaft betrieben wird. «Es geht im Gegensatz zu den USA weniger um den schnellen Erfolg», so Hall. «Wenn es mal stockt bei der Forschungsarbeit, muss man nicht gleich um seine Karriere fürchten.» Diese ruhigere Gangart sei ein Vorteil für den Forschungsstandort Schweiz, denn sie erlaube Durchbrüche in der Grundlagenforschung, wie er sie erreicht habe.

Was treibt ihn bei seiner täglichen Forschung an? Das Wissen, mit Entdeckungen Menschen helfen zu können, sei sicher eine Triebfeder, sagt Hall. «Aber das ist ziemlich abstrakt. Ich sehe diese Leute ja nicht.» Seine Motivation entspringe wie bei jedem engagierten Forscher der Neugierde und der Leidenschaft. «Man muss seine Arbeit lieben. Dann kommt der Erfolg.» ○

STREITGESPRÄCH

LANDESRECHT VOR VÖLKERRECHT?

DIREKTE DEMOKRATIE UND MENSCHENRECHTE



DANIEL JOSITSCH



DORIS FIALA



ROGER KÖPPL



HANS-UELI VOGT

MODERATION: ERIC GUJER, CHEFREDAKTOR NZZ



FDP
Die Liberalen



**kaufmännischer
verband**
mehr wirtschaft. für mich.
in zürich.

**KAUFLEUTEN,
ZÜRICH**
17. AUGUST 2015
19.30 UHR

EINTRITT FREI
Sitzplätze
beschränkt



Weder liberal noch zukunftssträftig: Singapur.

Vergesst Singapur

Wolkenkratzer, Shopping-Malls, Luxushotels und internationale Marken prägen die Wahrnehmung Singapurs. Auch in der Schweiz gilt die Löwenstadt als Wirtschaftswunder, das man sich als Vorbild nehmen sollte. Zu Unrecht. Mit dem Stadtstaat, der diesen Monat 50 wird, geht es abwärts. *Von Henrique Schneider*

Der Erste, der die Vision einer Schweiz als *city-state* formulierte, war vor zehn Jahren der Bankier Konrad Hummler. Seither gilt Singapur für viele Wirtschaftsleute als Sehnsuchtsort und Inspiration: Wenn Avenir Suisse nach Road-Pricing ruft, dann steht der asiatische Stadtstaat Pate. Die FDP wollte kürzlich das dortige Gesundheitssystem nach Helvetien transferieren. «Ab nach Singapur!», gab im letzten Jahr die *Basler Zeitung* als politische Marschrichtung vor.

Auch die Nachrufe auf den kürzlich verstorbenen Staatsgründer und Spiritus Rector des modernen Singapur, Lee Kuan Yew, atmen den positiven Geist des Aufstiegs vom Fischerdorf zu einem globalen Zentrum. Man bejubelt die konstant hohen Wachstumsraten. Man bewun-

dert den Arbeits- und sozialen Frieden. Gerade in wirtschaftsliberalen Kreisen fragen sich viele mit einem Seufzer, warum nicht alle Länder wie Singapur sein können.

«Hier stock ich schon», sagte Goethes Faust: In Singapur stehen Freiheit und Verantwortung nicht an erster Stelle. Wie kann ausgerechnet ein autoritärer Staat liberale Sehnsüchte beflügeln? Wer mit offenen Augen nach Singapur reist, der stellt rasch fest: Das vordergründige Wunder fordert seinen Preis. Und zwar sowohl in wirtschaftlicher als auch in sozialer Hinsicht.

Doch zunächst zur Glitzerseite: Natürlich ist Singapur wohlhabend! Mit einem Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Person von 53 014 US-

Dollar ist die Wirtschaftsleistung höher als jene in Deutschland (45 000 Dollar pro Kopf) oder in den USA (52 000 Dollar pro Kopf). Das Schweizer BIP ist zwar mit 81 000 Dollar noch etwas höher, doch es expandierte in den letzten zehn Jahren um durchschnittlich 1 Prozent jährlich und damit 3,5-mal langsamer als die Wirtschaft der 5,5-Millionen-Stadt Singapur (3,5 Prozent).

Anders als allgemein angenommen, verdankt Singapur seinen Wohlstand in überschaubarem Mass dem Finanzplatz, der lediglich 20 Prozent des BIP ausmacht. Die Wirtschaft ist durchaus differenziert und macht das Land krisenresistent und interessant. Auch sonst sieht es gut aus: Mit einer Arbeitslosenquote von etwa 2 Prozent herrscht Vollbeschäftigung. Die Regierung ist



Dass die Staatswirtschaft in Singapur gewinnorientiert, also *for-profit*, ist, macht sie zwar supereffizient, doch dies verdrängt im Gegenzug andere Akteure aus dem Markt und vermindert die unternehmerische Freiheit. Der *for-profit state* nützt seine Regulierungskompetenz aus, um mögliche Konkurrenz zu verdrängen. Die regulatorischen Barrieren in Singapur sind so hoch, dass nur Grossunternehmen eine Chance haben, im Markt gegen den Staat zu bestehen. Das ist insbesondere für die kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) ein Problem.

«Die Markteintrittsbarrieren sind sehr hoch», bestätigt auch der Singapurere Ökonom Vincent Chua. «Individuen haben fast keine Chance, ein eigenes Geschäft zu gründen und zu expandieren.» Als KMU könne man «höchstens eine Werkstatt oder eine Imbissbude» aufmachen. Die (wirtschafts)liberalen Freunde

Singapurs Spitzenplatz ist in Gefahr. Es ist auf dem Weg, zum Monaco der Welt zu werden.

Singapurs sollten an der Stelle aufhorchen: In Singapur wird der soziale Aufstieg der unteren Einkommensschichten gebremst. Talentierte Unternehmer können nicht ihren Fähigkeiten und Risikoneigungen nachgehen. Das bremst die Innovation. Wäre der Markt frei, dann würden Grossunternehmen von kleinen, unkonventionellen Firmen herausgefordert, um Produkte, Prozesse und Strukturen zu verbessern. Das kommt in Singapur fast nicht vor: Es fällt auf, dass der Stadtstaat einen hohen Akademisierungsgrad der Bevölkerung aufweist, aber kaum revolutionäre Produkte entwickelt.

Der kaum vorhandene Wettbewerb führt zu einer abnehmenden Produktivität der Arbeitsbevölkerung. Darin sieht Chua die grösste Herausforderung. «Produktivität und Lohnentwicklung gehen Hand in Hand. Wenn die Arbeitsproduktivität sinkt, dann sinken auch die Löhne. Aber die Preise bleiben gleich. Also wird es den Angestellten – und das ist die grosse Masse – schlechtergehen.» Doch warum sinkt die Produktivität der Arbeit in Singapur? Die Erklärung Chuas: «Wenn die einzige Perspektive der Menschen die ist, für andere zu arbeiten, verlieren sie die Motivation.» Der starke Staat wolle «ein Volk von Angestellten». Kleinunternehmen würden höchstens gegründet, weil sich die Leute schämten, arbeitslos zu sein. Doch «ohne Innovation und Firmengründungen werden wir nicht produktiver – wie die anderen Länder um uns herum». Singapurs Spitzenplatz in der Region gerate in Gefahr: Es ist gewissermassen auf dem Weg, zum Monaco der Welt zu werden. Zu einer künstlichen Gesellschaft, die auf Konsum basiert und nicht auf Produktivität und Wachstum.

Die Zweiteilung der Wirtschaft in Feudalherren und vergleichsweise immer noch gut be-

zahlte Vasallen führt laut Rolf Jordan von der Universität Kassel zu Verwerfungen in der Einkommens- und Vermögensverteilung. Das wäre nicht problematisch, solange beide Gruppen im Verlauf der Zeit reicher würden. Jordans Zahlen zeigen aber, dass in Singapur die Ärmern tatsächlich ärmer und nicht, wie es in Marktwirtschaften üblich ist, reicher werden, aber vielleicht nicht ganz so schnell wie die bereits Vermögenden.

Singapur leidet also an einer mangelnden Kapitalbildung in doppelter Hinsicht. Das Kapital in physischer Hinsicht (Geld) wächst nicht genügend, aber auch das Kapital als Humankapital leidet unter dem unternehmerfeindlichen Klima. Es gilt unter Ökonomen als sicher, dass Bildung einer der wichtigsten Garantien für ein hohes Humankapital ist. Nun mag es überraschen, dass Singapur trotz hoher Akademikerquote, Schulzwang und diskriminierungsfreiem Zugang zur Bildung weitgehend bildungsfern ist. Das Problem: Der Bildungszyklus wird mit der Absolvierung des Studiums beendet. Weiterbildung oder kontinuierliches Dazulernen sind eine Seltenheit. Es fehlt weitgehend an einem System der Berufsbildung in Zusammenarbeit mit Betrieben und Bildungseinrichtungen. Dieses System würde gerade den weniger wohlhabenden Bevölkerungsschichten beruflich die Mobilität und Weiterentwicklung ermöglichen und schliesslich Existenzgründungen. Dieses Manko hat kulturelle Hintergründe, weiss Ökonom Chua: «Weil es nicht ehrenvoll ist. Wenn du nicht an die Universität gehst, bist du ein Verlierer. Und du bist auch ein Verlierer, wenn du nach dem Studium oder während deiner Karriere die Branche wechselst.»

Die gleiche Zweiteilung, welche der Stadtstaat bezüglich der unternehmerischen Tätigkeiten vornimmt, lässt er auch in der Bildungspolitik zu. Und diese Teilung unterbindet das Gedeihen von Humankapital.

Defizite des Masterplans

Für die Zeitdauer einer Generation war Singapur eine uneingeschränkte Erfolgsstory. Solange das zutraf, liess sich die Bevölkerung den politischen Willen befehlen. Der Stadtstaat hat in einer Generation seine gesamte Bevölkerung aus der existenziellen Armut in stabile Verhältnisse geführt. Der *for-profit state* hat es geschafft, gleichzeitig supereffizient zu sein, Grossunternehmen anzusiedeln, ein stetig hohes Wirtschaftswachstum zu gewährleisten und eine hohe menschliche Entwicklung zu etablieren. Doch nach dem Tod des Staatsgründers treten die langfristigen Defizite des Masterplans in den Vordergrund.

Wir stellen fest: Singapur ist kein Wunderland. Ein Staat, der seine Bevölkerung in Befehlende und Befehligte einteilt, ist weder liberal noch zukunftsfruchtig. Die besten Zeiten für Singapur sind vorüber. ○

weitgehend korruptionsfrei. 90 Prozent der Haushalte leben in eigenen Häusern oder Wohnungen. Die Steuern sind niedrig. Die Toiletten sind sauber. Armut gibt es keine, und Obdachlose oder gar Slums sind nirgends zu sehen. Gemäss dem Human Development Index (Index der menschlichen Entwicklung) kommt die Löwenstadt auf ein Resultat von 0,901 (im Jahr 2014) und platziert sich an neunter Stelle weltweit.

Wohlstand und Lebensqualität beeindruckt. Singapur erscheint als einer von weltweit nur wenigen Staaten, die die üblichen Erfolgskriterien übererfüllen. Also sind wir doch im erträumten Wunderland.

«Barrieren sind sehr hoch»

«Singapur ist eine starke Wirtschaft», sagt Rachel Armstrong, die für Reuters aus der Löwenstadt berichtet. «Doch Singapur ist auch stark im Verstecken der eigenen Schwächen.» Um es auf den Punkt zu bringen: Singapur ist ein quasitotalitäres Modell einer Staatswirtschaft. Es handelt sich jedoch um eine effiziente, nicht ausbeuterische Staatswirtschaft. Deswegen scheint auf den ersten Blick alles gut.

«Saufen ist Arbeit. Saufen ist ein Beruf»

Der Fotograf Juergen Teller gehört mit seiner exzessiven Bildsprache zu den Stars der Modeindustrie. Im Gespräch erzählt er von seinen Models Charlotte Rampling, Vivienne Westwood, Victoria Beckham und weshalb er neuerdings Alkohol und Nikotin abgeschworen hat. *Von Sven Michaelsen*

Der Mann, der am Küchentisch seines Hauses in der Londoner Telford Road vor einer Tasse mit grünem Tee Platz genommen hat, verkörpert das Gegenteil der Welt, die er seit fast dreissig Jahren fotografiert. Glamour, berstende Eitelkeit oder divenhafte Ich-Opern sucht man bei Juergen Teller ebenso vergebens wie das verdreckte, pseudolässige Gehabe von Menschen, die in der Provinz in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen sind und es nach ganz oben geschafft haben. Wenn der 51-jährige Deutsche erzählt, dass er gerade von Kanye West und Kim Kardashian mit der Bitte angerufen wurde, ein paar «edgy pictures» der beiden zu machen, dann klingt das so, als würde einer erzählen, sein Steuerberater habe ihn angerufen.

Herr Teller, Sie haben sich vor kurzem im österreichischen Maria Wörth elf Tage lang einer F.-X.-Mayr-Kur unterzogen. Aus welchem Grund?

Freunde haben total geschwärmt von dieser Kur. Ich dachte, wie kann man denn so schwärmen von so einem Scheiss? Jetzt bin ich auch voll begeistert. Die Kur hat mir super gutgetan.

Zu einer Mayr-Kur gehört, dass einem eine Maschine literweise Wasser in den Darm pumpt.

Es tut unheimlich weh, aber es soll gesund sein.

Hatten Sie gesundheitliche Probleme?

Ja. Ich bin beim Fotografieren wie ein Tier, das sich anrobbt. Wegen dieser Verrenkungen habe ich Probleme mit meinem Rücken. Um die Schmerzen loszuwerden, habe ich während der Kur Yoga und Wassergymnastik gemacht. Abends war ich fix und fertig und bin um halb acht ins Bett gegangen, aber happy und unheimlich ausgeglichen. Dass ich heute zwölf Kilo weniger wiege, habe ich auch der Klinik zu verdanken.

Haben Sie in der Klinik Vorsätze gefasst?

Ich versuche, nicht mehr zu rauchen. Deshalb habe ich Akupunkturnadeln in den Ohren.

Wie viel haben Sie geraucht?

Dreissig am Tag. Und ich rauche seit dreissig Jahren.

Zum Thema Trinken sagen Sie: «Ich brauche Alkohol wie ein Auto Benzin.»

Mit dem Trinken habe ich jetzt auch aufgehört. Das war *hardcore* am Anfang, aber die Trinkerei fing an, mich zu langweilen. Ich mag es extrem: entweder ganz viel trinken oder gar nicht. Statt der Sklave von Alkohol und Nikotin zu sein, will ich die Kontrolle über mein Leben zurückhaben. Ich habe erst in der Klinik gemerkt, wie fertig ich war. Saufen ist Arbeit. Saufen ist ein Beruf.

Sie haben eine siebzehnjährige Tochter und einen zehnjährigen Sohn. Gehört zum Kleingedruckten auf der Geburtsurkunde eines



«Jetzt musst du vernünftig werden»: Fotograf Teller.

Kindes, dass die Eltern das Recht auf Selbstzerstörung verwirkt haben?

Früher habe ich alles ausprobiert, was neu und verrückt war, von Bungee-Jumping in der Ukraine bis sonst was. Als ich Vater wurde, habe ich mir gesagt: «Jetzt musst du vernünftig werden.» Ich habe dann aber noch mehr getrunken, weil ich ständig zu Hause war und mich langweilte.

Ihr Vater war ein depressiver Alkoholiker.

Er hat Fröhlich-Bier getrunken, sehr viel. Als Kind konnte ich nicht begreifen, dass jemand

solche Mengen in sich reinkriegt. Wenn es richtig losging bei ihm, kam natürlich Schnaps dazu. Wenn meine Mutter ihm zum Regenerieren Tee gab, ging er in sein Versteck und schüttete Stroh-Rum rein, die Mischung war halbe-halbe. Die Heimlichtuerei war total bescheuert, denn man roch den Rum ja. Aber wenn meine Mutter irgendwas sagte, hat er sie geschlagen.

Sie sind ein Einzelkind. Wie hat sich Ihre Familie Ihre Zukunft vorgestellt?

Meine Mutter meinte, Mensch, so eine Zahntechnikerlehre, das wäre doch was. Ich habe dann aber in einer Werkstatt in der Nachbarschaft eine Bogenmacher-Lehre angefangen. Damals fand ich das exotisch. Wer ist denn schon Bogenmacher? Nach einem Jahr musste ich die Lehre wegen einer Holzstauballergie abbrechen. Die Allergie war hundertprozentig psychosomatisch. In der Werkstattwarallessorichtigold-school-mässig: Befehl und Gehorsam, und Arbeitsbeginn sieben Uhr hiess, dass man um sieben schon voll bei der Arbeit sein musste. Sie haben sich dann an der Bayerischen Staatslehranstalt für Photographie in München zum Fotografen umschulen lassen.

Als ich meinem Vater gesagt habe, ich werde Fotograf, hat er mir fast eine runtergehauen. Diese Wahl hat er überhaupt nicht verstanden. Fotograf war für ihn halt so Passbilder und Hochzeitsfotos. Man muss sagen, dass ich aus einer extrem unkultivierten Familie komme. Auf meine Ideen und auf meine visuelle Sprache bin ich durchs Fernsehen gekommen und durch den Wald, der neben unserem Haus begann.

Nach Ihrer Umschulung zogen Sie 1986 nach London.

Ich hatte den Kriegsdienst verweigert und die Einberufung zum Zivildienst bekommen. Mein Drive zu fotografieren war aber so stark, dass ich aus Deutschland weg bin.

Sie hatten keine Ersparnisse und sprachen kein Englisch.

Ich verkaufte meine Fotoausrüstung und behielt nur eine Kleinbildkamera. Mit der fotografierte ich Bands. Für ein Einzelseitenfoto in Magazinen wie *i-D* bekam man 45 Pfund. Wenn ich kein Geld für die Miete hatte, schlief ich in meinem alten Mercedes 200 Diesel.

Zwei Jahre nach Ihrem Umzug nach London brachte Ihr Vater sich um.



«Höhere Fügung»: Designerin Westwood, inszeniert von Juergen Teller.

Ich war total schockiert, aber aus allen Wolken gefallen bin ich nicht. Er war zuvor in einem psychiatrischen Krankenhaus, aber da hat er es nicht lange ausgehalten. Beim ersten Versuch, sich umzubringen, wollte er sich erhängen, aber der Haken ist aus der Decke gekracht. Am Tag seines Todes hat er sich ins Auto gesetzt und ist die Schnellstrasse entlanggefahren, die an der Stegmacher-Werkstatt vorbeiführt. Die Strasse ist kerzengerade. Er ist dann genau gegenüber der Werkstatt gegen einen Baum gefahren. Ich bin sicher, das war symbolisch gemeint.

Auf Ihrer Toilette hängt eine Arbeit der britischen Künstlerin Sarah Lucas. Das Foto zeigt eine verdreckte Kloschüssel. Auf der Innenseite der Schüssel steht in roter Farbe die Frage: «Is suicide genetic?» Zu Deutsch: Ist Selbsttötung erblich?

Ich denke, es gibt ein Gen dafür, dass du eine suchtanfällige Persönlichkeit hast, und dieses Gen kannst du erben. Aber was Selbstmord angeht, komme ich nicht nach meinem Vater. Er musste mit vierzehn im Betrieb der Eltern anfangen und hat sich unterdrücken lassen, ich bestimme mein Leben selbst und lebe so frei wie irgend möglich.

Auf einem Ihrer Fotos stehen Sie nackt auf dem Grab Ihres Vaters. Sie halten eine brennende Zigarette in der Hand und trinken Fröhlich-Bier aus der Flasche.

Das Foto war mein Versöhnungsangebot an meinen Vater. Ich wollte meinen Frieden mit ihm machen und ihm zeigen, dass ich auch meine Probleme mit Sucht habe. Meine Mutter fand das Bild unmöglich und sagte: «Veröffentliche das nicht, ich will nicht blöd angeschaut werden, wenn ich zum Metzger gehe.» Ich hatte ein schlechtes Gewissen, als das Foto in einem Buch von mir erschien, aber das Bild hat eine Tür aufgestossen und uns einander nähergebracht. Seither können wir besser miteinander reden.

Wann hatten Sie das erste Mal das Gefühl, so etwas wie Erfolg zu haben?

1991 fragte mich das US-Magazin *Details*, ob ich eine amerikanische Nachwuchsband fünf Tage lang auf einer Deutschlandtournee begleiten will. Ich fragte bei Bekannten in London rum, ob jemand schon mal von der Gruppe gehört hätte, aber keiner wusste was. Ich nahm den Job trotzdem an, denn ich hatte mal wieder kein Geld, und ausserdem konnte ich umsonst meine Mutter besuchen. Die Band reiste in einem Kleinbus durch Deutschland. Ich war so schüchtern und introvertiert,

dass ich erst nach drei Tagen den Mut hatte, ein Foto zu machen. Am Ende hatte ich zehn Rollen fotografiert. Heute würde ich auf 200 bis 400 Rollen kommen. Die Band hiess Nirvana, und als meine Fotos gedruckt wurden, kam «Smells Like Teen Spirit» raus. Durch diesen Zufall hatte ich plötzlich einen Namen, aber eigentlich war mir das ziemlich egal. Wichtig war, dass es sich richtig angefühlte hatte, die Band zu fotografieren, denn die Konzerte waren fantastisch gewesen.

Anfang der nuller Jahre begannen Sie, sich selbst zu fotografieren. Warum?

Es macht müde, ständig mit komplizierten Egos und bombastischen Eitelkeiten umgehen zu müssen und Wünsche nach Wasser mit Kokosnussgeschmack zu hören. Celebrities bedeuten unheimlichen Stress, und der geht mir auf den Magen. In Interviews erzähle ich immer, ich hätte einen easy Job und alles sei totaler Fun. Die Wahrheit ist, es ist *fucking* anstrengend. Wie fotografiert man eine neue Handtasche, wenn man wie ich seit 25 Jahren Handtaschen fotografiert? Ich leide, wenn ich solche Probleme lösen muss, und wache morgens um vier mit Panik auf, weil ich mir viel zu viel Druck mache. Ich kann keinen Job einfach so runterrotzen und mit dem Scheck nach Hause gehen. Deshalb habe

ich mir gesagt: «Du fängst jetzt mal an, dich selber zu fotografieren, da kann dir niemand reinreden.» Ich wollte auch mal wissen, wie es sich körperlich anfühlt, von mir fotografiert zu werden.

Wer drückt auf den Auslöser, wenn Sie Selbstporträts machen?

Ein Assistent oder meine Frau, manchmal auch meine Mutter. Ich bin aber der Regisseur des Bildes, deshalb steht mein Name drunter.

Warum sind Sie auf Ihren Selbstporträts oft nackt?

Ein grosser Teil meiner Arbeit ist Modefotografie. Deshalb will ich mit Mode nichts zu tun haben, wenn ich mich selber fotografiere. Es soll keinen Dresscode geben, weil alles, was du an hast, ein Statement ist.

Zu Ihren bekanntesten Arbeiten zählt eine Fotoserie, die Sie mit der Schauspielerin Charlotte Rampling zeigt. Wie haben Sie sich kennengelernt?

1996 sollte ich sie für das Magazin der französischen Zeitung *Libération* fotografieren. Ich war mordsnervös, weil ein Traum von mir in Erfüllung ging. Charlotte Rampling, das war für mich «Der Nachtportier» und die berühmten Fotos von Helmut Newton. Sie war ein harter Knochen, es war überhaupt nicht lustig. Zur Begrüssung sagte sie: «Hallo. Sie haben zehn Minuten.» Ich dachte: «Fuck, das war's.» Aber dann war ich clever und sagte: «Wenn Sie zehn Minuten haben, nehmen Sie sich fünf Minuten und schauen mein Fotobuch an. In den verbleibenden fünf Minuten machen wir dann die Fotos.» Als sie das Buch zuschlug, sagte sie: «Nehmen Sie sich so viel von meiner Zeit, wie Sie brauchen.» Später haben wir uns auf der Beerdigung einer gemeinsamen Freundin wiedergesehen. Sie erzählte, ihre Schwester habe sich umgebracht, und dann habe ich halt gesagt, dass sich mein Vater auch umgebracht hat. So entstand eine Intimität zwischen uns.

Ihre Fotos entstanden in einer Suite des Pariser Luxushotels «Crillon». Wie sind Sie auf die Idee gekommen, nackt mit Rampling zu posieren?

Ich wollte Selbstporträts mit ihr machen für eine Kampagne von Marc Jacobs. Bei der Anprobe stellte sich heraus, dass ich viel zu dick war, um in die Klamotten von Marc zu passen. Deshalb stand ich nur in Shorts da. Als Charlotte fragte, was wir denn jetzt machen würden, sagte ich: «Ich könnte dich ja küssen und ein bisschen an deinen Brüsten rumfummeln.» Dann war totale Stille. Ich fing zu schwitzen an und dachte: «Jesus Christus, das ist ja wohl das Blödeste, was du jemals zu einer Frau gesagt hast.» Nach einer gefühlten Ewigkeit zündete sie sich einen Zigarillo an und sagte: «Gut, fangen wir an.» Ich bin dann erst mal aufs Klo gegangen. Und dann haben wir uns geküsst.

Was liess Rampling ja sagen?

Ich wollte halt unbedingt wissen, wie sie nackt aussieht, und dieses Naive und Unverstellte von mir hat ihr wohl gefallen. Ich bin dann ein halbes Jahr lang an den Wochenenden immer wieder zu ihr nach Paris gefahren. Ich wollte die Beziehung von einem Paar mit zwanzig Jahren Altersunterschied erkunden.

Ein Foto zeigt Rampling im Abendkleid am Flügel. Sie liegen nackt auf dem Flügel und strecken dem Betrachter Ihre gespreizten Pobacken entgegen. Wie kam es zu dieser Aufnahme?

Ich habe uns immer mehr gepusht, weil ich etwas sehen wollte, was ich noch nie gesehen habe. Ein Flügel ist ein Symbol für Bildung und Kultur, und plötzlich hatte ich Lust, so ein Ding mit meinem nackten Arsch in Verbindung zu bringen. Ich hatte jahrelang Ehrfurcht vor reichen Leuten, und auf einmal war ich in einer der teuersten Suiten eines Prunkhotels. Ich dachte: «Jetzt mach auch was draus. Jeder Mann beneidet dich darum, die Nacht mit der begehrenswerten Charlotte Rampling zu verbringen.» Das gab mir das Gefühl von Macht und Befriedigung, aber gleichzeitig wollte ich mich zum Clown machen.

Ein anderes Nacktfoto aus der Serie zeigt Sie kaviarbeschmiert mit Rampling zu Ihren Füßen.

Ich dachte: «Wie ist denn das bei den reichen Leuten?» Also rief ich den *room service* an und bestellte Kaviar. Die Portion, die gebracht wurde, fand ich viel zu mickrig. Charlotte wusste natürlich, wo es in Paris Kaviar zu kaufen gibt. Ich marschierte los und kaufte für 1250 Euro Kaviar. Es war ein aufregendes Gefühl, das Zeug mit der Hand auf Bauch und Schenkeln zu verschmieren. In solchen

Die Band hiess Nirvana, und als meine Fotos gedruckt wurden, kam «Smells Like Teen Spirit» raus.

Augenblicken ist die Kamera für mich wie der Schild eines Ritters. Ihr Schutz erlaubt einem Abenteuer, die man sich ohne sie nicht trauen würde. Sie ist die perfekte Entschuldigung, Dinge zu tun, die eigentlich nicht erlaubt sind. Man hat eine Kraft in sich, die man auf den anderen überträgt.

Mussten Sie Rampling die fertigen Fotos zum Autorisieren vorlegen?

Nein. Es gibt extrem wenig Leute, die auf Freigabe verzichten, aber ich frage ja auch nicht jeden Depp, solche Fotos zu machen. Es gibt natürlich Bilder, auf denen Charlotte unvorteilhaft ausschaut, aber die habe ich aussortiert. Ich kann ein Doppelkinn haben, sie niemals. Sie hat Charlotte Rampling zu sein.

Wer hat bei den Fotos auf den Auslöser gedrückt?

Meine Frau. Es war wichtig, dass sie dabei war. So standen wir auf sicherem Boden. Durch ihre Anwesenheit sind wir weiter gegangen, als wir es zu zweit gemacht hätten.

2009 haben Sie die damals 68-jährige Modedesignerin Vivienne Westwood nackt fotografiert. Wie haben Sie das hingekriegt?

Ich kenne Vivienne seit 20 Jahren und habe ihr immer von ihrer milchweissen Haut vorgeschwärmt. Als ich sagte, dass ich sie gern nackt fotografieren würde, antwortete sie: «Nacktaufnahmen? Darüber habe ich noch nie nachgedacht.» Nachdem sie ja gesagt hatte, lud sie meine Frau, meinen Sohn und mich zu einem frühen Sonntagsdinner in ihr Haus ein. Mitten im Essen fragte sie: «Machen wir jetzt eigentlich diese Fotos oder nicht?» Ich war mordsnervös und hätte lieber noch weitergegessen, aber sie ging zur Couch und zog sich aus.

Zur Pointe der Fotos gehört, dass das Orange der Sofakissen perfekt mit dem Orange von Westwoods Schamhaar korrespondiert. Haben Sie die Kissen anfertigen lassen?

Nein, die Kissen lagen da. Ich brauchte sie nur ein bisschen hin- und herzuschieben. Das war höhere Fügung.

Zu Ihren doppelbödigsten Bildern gehört das Foto einer überdimensionalen Marc-Jacobs-Einkaufsstüte, aus der die Beine einer Frau ragen, als würde sie auf einem Gynäkologenstuhl sitzen. Unter dem Bild der Frau ohne Gesicht steht: «Victoria Beckham photographed by Juergen Teller».

Victoria ist eine sehr clevere Frau, ich bin mir aber nicht sicher, ob sie den tieferen Sinn des Fotos so ganz verstanden hat. Ihr Kalkül war: «Wenn ich mich auf dieses Spassfoto einlasse, werde ich in der Modewelt endlich ernst genommen. Ich verschaffe mir ein neues Image, indem ich beweise, dass ich mich über mich selbst lustig machen kann.»

Jacobs und Sie galten lange als Traumpaarung. Jetzt wurde die Zusammenarbeit Knall auf Fall beendet. Warum?

Mit Charme kann man mich leicht rumkriegen, aber sobald jemand autoritär wird, blockiere ich. Statt wie bisher gemeinsam über Ideen zu diskutieren, hielt mir Marc plötzlich einen Revolver an den Kopf. Ich bekam von ihm eine SMS, dass ich dann und dann Miley Cyrus für die neue Kampagne zu fotografieren hätte. Miley Cyrus? Fuck, warum sollte ich die fotografieren wollen? Ich finde die total uninteressant und verstehe den Hype nicht. Meine Tochter hat mir dazu gratuliert, dass ich nein gesagt habe.

Wo endet Ihre Freiheit, wenn Sie für Modekonzerne fotografieren?

Deine Freiheit stirbt in der Sekunde, in der du einen kommerziellen Job annimmst. Ich habe gerade für Louis Vuitton gearbeitet. Mein Lieblingsbild zeigte das Model von hinten. Es hiess: «Sorry, aber es ist unmöglich,



«Und dann haben wir uns geküsst»: Model und Schauspielerin Rampling im Bett mit Juergen Teller.

dieses Bild zu verwenden, denn Chinesen empfinden es als respektlos, eine Frau von hinten abzubilden.» Da habe ich gedacht: «Spinne ich jetzt? Bist du etwa der Einzige, der es ab und zu grossartig findet, Frauen von hinten zu vögeln?»

Was war die seltsamste Situation, in die Sie Ihr Beruf gebracht hat?

Ich habe mal für *Details* O.J. Simpson in einem Hotel in Florida fotografiert. Er sagte, ich solle mir ein paar Mädchen aufs Zimmer bestellen, denn er habe noch ein, zwei

Stunden zu tun. Dabei zeigte er auf eine blonde Frau, die sehr deutsch aussah. Als ich die ersten Fotos gemacht hatte, fragte er aus heiterem Himmel: «Juergen, was glaubst du, wer hat meine Frau umgebracht?» Ich kriegte Panik und sagte: «Keine Ahnung, ich war nicht dabei.» Er brach in höllisches Gelächter aus und sagte: «Nur Gott kennt den Täter.»

Zur Kernidee von Mode gehört, jemanden für out zu erklären. Fürchten Sie den Tag, an dem es heisst: «Juergen Teller? Nicht der schon wieder!»

Nein. Ich steuere meine Arbeit so, dass ich nicht zum Sklaven der Modeindustrie werde. Deshalb kann es mir *fucking* egal sein, ob mich jemand für out erklärt. Als ich Vater wurde, fing ich an, Kinder zu fotografieren. Dann habe ich ein Buch über das Essen im Hotel «Il Pellicano» in der Toskana gemacht. Für ein anderes Buch bin ich ein Jahr lang über das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg gekrochen. Jetzt hat mich die Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg für fünf Jahre als Gastprofessor akzeptiert.

O.J. Simpson: «Juergen, was glaubst du, wer hat meine Frau umgebracht?»

Ihre Lehrtätigkeit haben Sie mit einem Seniorsatz begründet: «Das hält mich jung.»

Ich will mich selbst überraschen, und der Enthusiasmus und die Naivität der Studenten tun mir gut. Es erinnert mich daran, wie ich früher war, und regeneriert mich. Ich füttere die Studenten, und sie füttern mich.

Warum gerade Nürnberg?

Ich hatte Angebote aus Yale, Paris und London, aber das hat mich nicht interessiert. Ich mag es, dass viele meiner Studenten aus Niederbayern kommen und mit schwerem Akzent sprechen. Ausserdem wird meine Mutter auch nicht jünger, und man hat ein bestimmtes Heimweh.

Es gibt zwei Fotos, auf denen Sie vor Glück strahlen. Das eine zeigt Sie in einer Kneipe beim Finalspiel der deutschen Mannschaft bei der letzten Fussball-WM, auf dem anderen legt Ihnen Pelé den Arm um die Schulter.

Beides hat eben mit Fussball zu tun. Pelé war mein Ersatzvater. Ausserdem hat er meine Frau überzeugt, meine Frau zu werden. Nachdem wir uns ein paarmal verabredet hatten, sagte Sadie, wir sollten das mit uns besser bleiben lassen, ein herumreisender Fotograf mit Kind und eine herumreisende Galeristin, das werde nichts. Ich fand das voll scheisse, aber du kannst einer Frau ja nicht hinterherkriechen, da machst du dich zum Deppen.

Zwei Monate später habe ich Pelé fotografiert und ihn gebeten, Sadie anzurufen und ihr viel Glück zu wünschen für das Spiel von Arsenal London. Sadie ist nicht so ein Fussballfan wie ich oder mein Sohn, aber sie geht öfter mit Freunden zu Arsenal ins Stadion. Pelé hat dann zwanzig Minuten lang sehr galant mit ihr gesprochen und gesagt, dass er mich für einen netten Typen hält. Sadie dachte, sie trifft der Schlag, als sie begriff, mit wem sie sprach. Sie war so geschmeichelt, dass sie mich anrief. Wir haben dann das nächste Wochenende gemeinsam verbracht. Als ich sie sechs Wochen später fragte, ob sie mich heirate, sagte sie ja. ○



Die Fantasie wachkitzeln und schlafende Geschichten wecken.



Sonntagsmänner

Von Daniele Muscionico

Wieso wissen wir, dass dieses Bild von gestern ist? Oder liessen sich heute jüngere Herren in so fragwürdigem Beinkleid noch öffentlich sehen? Geschweige denn fotografieren?

Einmal ist es so eng, dass man dafür einen Waffenschein bräuchte; dann wieder so zerknautscht, dass man sich Böses denkt; oder das gute Stück reicht fast bis zu den Achselhöhlen. Und weshalb steckt das muntere Kerlchen links in einem zum Röcklein gestärkten Höschen, das duftig frisch aus dem Wäscheschrank kommt? Ist es ein Ersatzhöschen, von einer jungen, beflissenen Ehefrau aus aktuellem Anlass flugs aus der Handtasche gezaubert?

Nicht nur eine Geschichte erzählt dieses Bild, sondern unzählige. Es kitzelt die Fantasie wach und weckt schlafende Geschichten jenseits der Tatsache: Das hier sind vier Sonntagskicker im Dubliner Phoenix Park, die der deutschen Fotografin Evelyn Hofer im Jahr der Fussball-WM 1966 vor die Kamera getrippelt sind.

Evelyn Hofer: Als die *New York Times* sie, spät in ihrem Leben (1922–2009) damit konfrontierte, dass sie eine der bekanntesten unbekanntesten Fotografinnen Amerikas sei, soll sie das als Auszeichnung verstanden haben. Es ging ihr stets um ihre Arbeit und nie um ihren persönlichen Ruhm.

Evelyn Hofer hinterliess wegweisende Bilder in Schwarzweiss, avantgardistische aber vor allem in Farbe. Dieser Sonntags-catch aus dem irischen Stadtpark beispielsweise – er stammt aus dem berühmten Fotobuch über Dublin – wirkt so, als hätte die Fotografin alles auf das melancholische Lila der Kickertrikots abgestimmt. Evelyn Hofer, an Menschen und Menschengruppen interessiert wie der klassisch porträtierende August Sander am Anfang des Jahrhunderts, experimentell wie später Robert Frank, zählt heute zu den wichtigsten Nachkriegsfotografinnen.

Mit der Schweiz hat das einiges zu tun. Hofers Familie floh 1933 aus Marburg in Nazi-deutschland nach Genf, das Mädchen liess sich in Zürich zur Fotografin ausbilden, beim legendären Hans Finsler und im längst vergessenen Studio Bettina. Sie blieb der Schweiz treu, auch nach 1948, als sie nach New York übersiedelte. Hofer verbrachte jeden Sommer in Soglio und hat dort ein berückendes Porträtwerk der Dorfbewohner geschaffen.

Es wäre an der Zeit, dass sich die Schweiz an sie erinnert. Oder will sie es Amerika überlassen, einer Heimat zweiter Wahl?

Retrospektive Evelyn Hofer im Münchner Museum Villa Stuck, bis 20. September 2015. Zur Ausstellung erschien eine Monografie im Steidl-Verlag.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Paula Hawkins:** *Girl on the Train – Du kennst sie nicht, aber ... (Blanvalet)*
- 2 (3) **Lori Nelson Spielman:** *Nur einen Horizont entfernt (Fischer Krüger)*
- 3 (2) **Jean-Luc Bannalec:** *Bretonischer Stolz (Kiepenheuer & Witsch)*
- 4 (4) **Guillaume Musso:** *Nacht im Central Park (Pendo)*
- 5 (7) **Steven Watson:** *Tu es. Tu es nicht. (Fischer Scherz)*
- 6 (5) **Lori Nelson Spielman:** *Morgen kommt ein neuer Himmel (Fischer Krüger)*
- 7 (6) **Fredrik Backman:** *Oma lässt grüssen ... (Fischer Krüger)*
- 8 (8) **Martin Suter:** *Montecristo (Diogenes)*
- 9 (9) **Jilliane Hoffman:** *Samariter (Wunderlich)*
- 10 (10) **Donna Leon:** *Tod zwischen den Zeilen (Diogenes)*

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** *Darm mit Charme (Ullstein)*
- 2 (2) **Per J. Andersson:** *Vom Inder, der ... (Kiepenheuer & Witsch)*
- 3 (7) **Millie Marotta:** *Fantastische Tierwelt (Christophorus)*
- 4 (3) **Christof Gertsch, Benjamin Steffen:** *Ariella Kaeslin – Leiden im Licht (NZZ Libro)*
- 5 (5) **Jürgen Todenhöfer:** *Inside IS ... (Bertelsmann)*
- 6 (4) **Wilhelm Schmid:** *Gelassenheit (Insel)*
- 7 (6) **Thomas Maissen:** *Schweizer Heldengeschichten ... (Hier und Jetzt)*
- 8 (8) **Ajahn Brahm:** *Der Elefant, der das Glück vergass (Lotos)*
- 9 (–) **Peter Krebs:** *Cervelat (AS)*
- 10 (10) **Millie Marotta:** *Fantastische Tropen (Christophorus)*

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Zirkuselefanten

Franco Knie wusste genau, wie er seine Tiere am besten in Szene setzt. Meist führte er die Elefanten im Dunkeln still und leise in die Manege, plötzlich ging das Licht an – und da standen sie in ihrer ganzen Pracht. Dieser Augenblick, in dem die Tiere noch mächtiger, noch grösser, noch schöner wirkten als sonst, brachte einen jedes Jahr von neuem zum Staunen. Jetzt soll Schluss sein damit. Wie der Circus Knie am Dienstag mitteilte, gehen die Elefanten in Zukunft nicht mehr mit auf Tournee. Andere Unternehmen haben die Tiere schon früher verbannt, zum Beispiel der Circus Nock, der einst ebenfalls regelmässig Elefanten im Programm hatte. Es ist ein Abschied mit Wehmut: Bereits in wenigen Jahren werden Kinder Zirkuselefanten nur noch vom Hörensagen kennen. (rb)

Literatur

Der neue Chauvinist

Adelle Waldman hat in ihrem gefeierten Debütroman einen urbanen Männertyp definiert. Auf einem Spaziergang durch Brooklyn erklärt sie, was den «echten Nathaniel P.» ausmacht. *Von Sacha Verna*

Nicht zu fassen, jetzt ist Starbucks auch schon hier.» Adelle Waldman starrt auf die neue Filiale des Caramel-Macchiato-Verteilers an der Myrtle Avenue. «Früher gab's hier bloss ein paar Billigläden, Bodegas und chinesische Take-outs.» «Früher» heisst 2006. Damals war Adelle Waldman knapp dreissig, single und ziemlich deprimiert, nachdem sie acht Jahre lang vergeblich versucht hatte, sich in New York als Schriftstellerin zu etablieren. Jetzt ist sie glücklich verheiratet und Autorin eines Debüts, das in den USA von der «Girls»-Königin Lena Dunham, von Literaturgrössen wie Jonathan Franzen und von der Presse gleichermaßen als «Generationenroman» gefeiert wird.

«Das Liebesleben des Nathaniel P.» spielt in den Kreisen jener jungen Intellektuellen, für die relative Brotlosigkeit freiwillig und geistige Selbstverwirklichung ein Muss ist. In dieses Milieu zog Adelle Waldman, als sie aus Manhattan floh, um in Brooklyn in der Gesellschaft von Freunden an sich selber zu zweifeln und weil da die Miete für eine Dachstockwohnung noch erschwinglich war.

«Dort oben.» Adelle Waldman deutet auf die romanischen Fensterbögen eines Giebelaufsatzes, der à la Pariser Atelier ein breites Backsteingebäude unweit des Starbucks krönt. «Die engen, dunklen Treppen verhiessen eine fürchterliche Absteige, aber die Aussicht aufs Empire State Building war phänomenal.» Im Erdgeschoss daneben befindet sich ein Geschäft für Weine aus nachhaltigem Anbau und vis-à-vis ein Veloladen mit Bar für Fixie- und Craft-Bier-Enthusiasten. «Die beiden waren die Vorboten der Gentrifizierung.»

Belesene, egalitär gesinnte Männer

Die Kolonisation heruntergekommener Stadtteile durchs kreative Volk wird in «Das Liebesleben des Nathaniel P.» durchaus diskutiert. Sehr viel zentraler aber ist das Paarungsverhalten der Sorte belesener und egalitär gesinnter Männer, die von sich glauben, den Feminismus kapiert zu haben und damit komplett falsch liegen. Männer wie Nathaniel Piven, der meint, mit Juliet, Kristen und Elisa alles richtig gemacht, aber eben nicht die Richtige gefunden zu haben, und der schliesslich auch mit der klugen, keckbrüstigen Hannah scheitert.

Adelle Waldman steuert auf den Fort Greene Park zu. Der Park teilt das gleichnamige Viertel in zwei Hälften. Vor dem Kriegsdenkmal auf dem Hügel trennen sich Nate und Hannah. Adelle Waldmann setzt sich auf eine

Bank. «Hier kam mir zum ersten Mal die Idee, eine Geschichte aus der Sicht eines Mannes zu schreiben.» Als Frau verbringe man unzählige Stunden damit, Beziehungen und Männer zu analysieren. «Männer scheinen darauf kaum einen Gedanken zu verwenden. Also beschloss ich, es an ihrer Stelle zu tun.»

«Ein echter Nathaniel P.» ist zur stehenden Wendung geworden. Im besten Fall bezeichnen Frauen damit einen Mann, der zu dumm ist, um seine Selbstgerechtigkeit zu erkennen. Meistens sind es einfach Chauvinisten, die eine Kulturzeitschrift abonniert haben. Auf Partys suchen sie stets die Nähe der schlauesten weiblichen Anwesenden. Danach steigen sie mit der vollbusigsten unter den Catering-Angestellten ins Bett. Sie plädieren bei jeder Gelegenheit für Chancengleichheit. Auf den Rüffel einer Vorgesetzten reagieren sie mit gekränktem Rückzug in die Männerecke und Spekulationen über Monatsbeschwerden und Kompetenz.



Luxus eines schlechten Gewissens: Adelle Waldman.

Zwei Jogger keuchen vorbei. Nate joggt ebenfalls, Adelle Waldman auch. Ein Minimum an körperlicher Fitness ist heute für Kopfmenschen selbstverständlich. Überhaupt scheint die Intelligenzija, die vom Alkohol und rauchgeschwängelter Luft allein lebt, endgültig ausgestorben zu sein. Nate und seinesgleichen streben zwar nach anderen Statussymbolen als ihre Altersgenossen an der Wall Street. Aber sie wissen, dass ein prominent platzierter Artikel in der *New York Review of Books* in ihrer Welt genauso viel wert ist wie ein Anwesen in den Hamptons in der anderen. Sie sind ohnehin davon überzeugt, dass das Sozialprestige, welches ein Buchvertrag und eine Stimme in den Feuilletondebatten garantieren, früher oder später zu materieller Sicherheit führt. Und mindestens zu Einladungen in die Hamptons.

Für einen windigen Tag wie diesen ist Adelle Waldman zu leicht angezogen. In Südfrankreich, wo sie noch in der vergangenen Woche an einem Literaturfestival zu Gast war, hatten angenehmere Temperaturen geherrscht. Sie schultert ihre zwei Taschen, deren eine die Anfänge ihres zweiten Romans enthält. Meistens arbeitet Adelle Waldman zu Hause. Der Weg dorthin ist ein Spaziergang wie durch eine Filmkulisse: baumgesäumte Strassen, in denen sich die für Brooklyn typischen Brownstones pittoresk aneinanderreihen, jede Trennmüll-

tüte vor den pittoresken Sandsteinhäusern ein Beweis für das universelle Verantwortungsbewusstsein der Bewohner.

Einer Theorie Nates gemäss leistet sich die linksliberale Elite von heute den Luxus eines schlechten Gewissens. «Wir wissen doch alle, dass sich unser Lebensstil nicht mit unseren moralischen Ansprüchen vereinbaren lässt, solange dafür die Natur zerstört und irgendwo Menschen ausgebeutet werden», sagt Adelle Waldman. «Wir tun Busse, indem wir teures Bio-Gemüse kaufen und in Öko-Resorts Urlaub machen.» Seinen Essay über die Kommerzialisierung des modernen Schuldgefühls versilbert Nate bei einer prestigeträchtigen Gazette.

Vor Adelle Waldmans Daheim häuft sich weder Trennmüll, noch ist das Haus ein Brownstone. Aber die Wohnung im zweiten Stock gehört Waldman und ihrem Mann. Manche moderne Sünder schreiben Romane über moderne Sünder, die Essays über moderne Sühne schreiben, und verdienen damit nicht nur das Geld für Bio-Gemüse und den Öko-Urlaub, sondern auch genug für Immobilien an bester Lage.

Adelle Waldman: Das Liebesleben des Nathaniel P. Roman. Aus dem Amerikanischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. Liebeskind. 304 S., Fr. 27.90



Jazz

Unangestrengte Meisterschaft

Von Peter Rüedi

Noch ein Piano-Trio? Noch ein Beispiel von Jazz-Normalität in der Nachfolge von Bill Evans oder Oscar Peterson? In Wahrheit vergisst man beim Anhören der Trio-Kunst, die Kenny Werner seit bald fünfzehn Jahren mit Johannes Weidenmüller am Bass und Ari Hoenig an den Drums verfolgt, alle Vergleiche mit Übergrössen aus der Jazz-Geschichte, Keith Jarrett inklusive. Die Musik des 1951 geborenen New Yorkers gab sich immer den Anschein des Selbstverständlichen, von dem sie sich nur durch den Grad ihrer Perfektion unterschied. Entsprechend nannte Werner, der mit so unterschiedlichen Temperamenten unterwegs war wie Charles Mingus, Toots Thielemans, Mel Lewis oder Joe Lovano und daneben auch unterrichtete, ein grundlegendes Buch über Improvisation namens «Effortless Mastery».

Diese Formel bringt die neue CD seines Trios mit dem programmatischen Titel «The Melody» auf den Punkt: unangestrengte Meisterschaft. Nie wird hier Originalität zum Selbstzweck, nie wird das Ausgefallene forciert, aber immer die überraschende Wendung gefunden. In sieben Titeln bestätigt sich Werners Grundsatz, «Standards wie Eigenkompositionen zu behandeln und Eigenkompositionen wie Standards». Die vier eigenen Kompositionen sind «Who?», «Balloons», ein Stück mit dem rätselhaften Titel «Voncify the Emulyans» und eines mit dem offensichtlichen «Beauty Secrets». Dazu kommen der Song «Try to Remember» (den u. a. Harry Belafonte zum Hit machte), Coltranes «26-2» (von der LP «Coltrane's Sound») und eine kühne Dekonstruktion von Dave Brubecks «In Your Own Sweet Way».

Ari Hoenig, 1973 in Philadelphia geboren (ein u. a. von Joe Lovano, Pat Metheny und Wynton Marsalis geschätzter Drummer), und der 1966 in Heidelberg geborene Weidenmüller, Schüler von Dave Holland und Cecil McBee, der unter anderem mit Randy Brecker, Joshua Redman und George Benson arbeitete, sind stets im überwachen Interplay engagierte, gleichberechtigte Partner und *instant composers*. (Werner: «Ich schätze es, wenn eine Band spontan komponiert, anstatt dauernd nur Soli zu spielen.») Unangestrengte Meisterschaft also auch bei den Partnern.



Kenny Werner: The Melody. Pirouet PIT3083

Top 10

Knorr's Liste

1	La isla mínima	★★★★★
	Regie: Alberto Rodríguez	
2	Mission: Impossible 5	★★★★☆
	Regie: Christopher McQuarrie	
3	Paper Towns	★★★★☆
	Regie: Jake Schreier	
4	White God	★★★★☆
	Regie: Kornél Mundruczo	
5	Ich seh, ich seh	★★★★☆
	Regie: Severin Fiala/Veronika Franz	
6	Far from the Madding Crowd	★★★★☆
	Regie: Thomas Vinterberg	
7	Ant-Man	★★★☆☆
	Regie: Peyton Reed	
8	Terminator Genisys	★★★☆☆
	Regie: Alan Taylor	
9	Pixels	★★★☆☆
	Regie: Chris Columbus	
10	Jurassic World	★★★☆☆
	Regie: Colin Trevorrow	

Kinozuschauer

1 (-)	Mission: Impossible 5	29 575
	Regie: Christopher McQuarrie	
2 (1)	Minions (3-D)	17 223
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
3 (-)	Magic Mike XXL	7 537
	Regie: Gregory Jacobs	
4 (-)	Pixels	5 006
	Regie: Chris Columbus	
5 (-)	Honig im Kopf	4 130
	Regie: Til Schweiger	
6 (-)	Paper Towns	3 669
	Regie: Jake Schreier	
7 (-)	Ant-Man	3 483
	Regie: Peyton Reed	
8 (3)	Ted 2	2 956
	Regie: Seth MacFarlane	
9 (5)	Jurassic World (3-D)	2 732
	Regie: Colin Trevorrow	
10 (-)	The Imitation Game	2 030
	Regie: Morten Tyldum	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Focus (Warner)
2 (1)	Seventh Son (Universal)
3 (6)	American Sniper (Warner)
4 (3)	Fifty Shades of Grey (Universal)
5 (5)	Still Alice (TBA)
6 (2)	Wild Card (Ascot Elite)
7 (4)	Chappie (Sony)
8 (-)	Best Exotic Marigold Hotel 2 (Fox)
9 (8)	Kingsman: Secret Service (Fox)
10 (9)	Home – Ein Smektakulärer Trip (Fox)

Quelle: Media Control



Höllisch dicht: Szene aus «Anime nere».

Kino

Verschlossene, abgewetzte Gesichter

Der italienische Mafiafilm «Anime nere» ist ein meisterliches Sittenfresko des gottverlassenen tiefen Südens.
Von Wolfram Knorr

Kein erschauernd-faszinierender Glanz lockt zur heimlichen Bewunderung derb-fröhlicher Herren, und keine Grandezza bestimmt das Ambiente süditalienischen Lebens. Stattdessen eine Geduldsprobe in rigoroser Ausführlichkeit und Wortkargheit – aber von überrumpelnder, magischer Überredungskunst: Francesco Munzis Mafiaepos «Anime nere» (Schwarze Seelen), nach dem gleichnamigen Roman von Gioacchino Criaco. Statt sanftem Licht fällt erdfarbenes auf verschlossene, abgewetzte Gesichter; auf ein karges Land und auf das Habitat, das den tiefen Süden kennzeichnet: Häuser aus Hohlblock- und Backsteinen, bei denen der Mörtel nicht reichte oder weggelassen wurde, was die Fassaden wie Hautkrankheiten aussehen lässt.

Aus dieser Region Kalabriens an den ausgefransten Rändern der Zivilisation stammen die Brüder Luigi (Marco Leonardi), Rocco (Peppino Mazzotta) und Luciano (Fabrizio Ferracane). Während Luigi und Rocco im internationalen Drogengeschäft zu Reichtum gekommen sind, Rocco in Mailand – mit dem Gebaren eines untadeligen Geschäftsmanns – ins grossbürgerliche Milieu aufgestiegen ist, hat sich Luciano von seinen jüngeren Brüdern ferngehalten und betreibt in der Heimatregion einen landwirtschaftlichen Betrieb mit einer Ziegenherde hoch oben in den Bergen des Aspromonte, im längst verlassenen Geburtskaff der Brüder. Sein Sohn Leo

(Giuseppe Fumo) allerdings will dieser Zukunft entfliehen und ins Drogengeschäft seiner erfolgreichen Onkel einsteigen. Vergeblich versucht der Vater den Filius zur Rason zu bringen; Luigi, der Draufgänger der Brüder, nimmt ihn unter seine Fittiche und löst eine schicksalhafte Kettenreaktion aus, die in einer Tragödie gipfelt.

Der Brüder-Plot mit einem fiebrig-aktiven Jungspund in der Mitte ist nicht neu, doch wie Munzi ihn aus den Physiognomien und der Landschaft erzählend buchstäblich herauswachsen lässt, das ist ganz der Tradition des italienischen Neorealismus geschuldet. Um die Brüder gruppieren sich die Armen und Geschlagenen der Region, ihre Gesichter, wie das eines «'Ndrina»-Chefs (Familien-Clan), sind so bizarr wie die surreale Bergwelt. Munzi wollte unbedingt im «Nervenzentrum der kalabresischen 'Ndrangheta» drehen, in Africo, an der äussersten Spitze des italienischen Stiefels. Erst mit der Hilfe des Autors gelang es ihm. «Meine Schauspieler mischten sich unter die Dorfbewohner, die mit dem Filmteam spielten und arbeiteten. Ohne sie wäre der Film ärmer geworden. Africo hat eine schwer kriminelle Geschichte, aus der wir aber viel über unser Land lernen können» (Munzi).

Höllisch dicht die Atmosphäre, die Lokalität, die vielschichtige Konfiguration, die vor Elektrizität förmlich zu knistern scheint.

Man glaubt, den herben Duft zu riechen, man spürt die latente Angst, die die Menschen prägt, und bekommt einen psychologischen Einblick in die Macht der Mafia: einzig und alleine über die Armut. Mit Recht ist im Presseheft von einem «ethnografischen Sittenbild» die Rede; aber einem von emotionaler Wucht. «Anime nere» ist ein radikaler, buchstäblich in der Erde gründelnder Gegenwurf zu den konventionellen Hexenkessel-Mafiafilmen. ★★★★★

Weitere Premieren

Self/less — Ein Immobilien-Tycoon (Ben Kingsley) will nicht sterben und unterwirft sich dem «Shedding», einem Verfahren, Geist und Psyche in einen anderen, jungen Körper zu übertragen. Aus Ben Kingsley wird Ryan Reynolds und aus SF leider Action-Mumpitz. 1966 verfilmte John Frankenheimer mit Rock Hudson einen ähnlichen Stoff. Doch «Seconds» war von ehrlicher Konsequenz. ★★☆☆☆

The Man from U.N.C.L.E. — Neben den Superhelden werden auch alte TV-Serien für die grosse Leinwand aufbereitet, wie jener Sechziger-Jahre-Knaller um einen CIA- und einen KGB-Agenten, die für eine überstaatliche Organisation gegen jeden Bösewicht, gleich welcher Nation, antraten. «U.N.C.L.E.» war eine TV-Reaktion auf James Bond. Die Kinoversion von



Charme: «The Man from U.N.C.L.E.».

Fragen Sie Knorr

In «Ant-Man» spielt Paul Rudd die Hauptrolle. Als die Besetzung bekannt wurde, spielten die Superhelden-Fans völlig verrückt. Sie hielten das für die falsche Entscheidung. Rudd ist doch genau richtig, oder liege ich da total verkehrt?

A. S., Zofingen



Die Filmproduzenten überlassen nichts dem Zufall und investieren enorme Summen in die Kundenforschung. Der «Ant-Man» ist ja ein Superheld in Taschenformat, einer, der's

Guy Ritchie beginnt blendend im geteilten Berlin, hat Charme und Ironie. ★★★☆☆

The Second Mother — Val (Regina Casé) ist seit Jahrzehnten Hausangestellte und Nanny einer Oberschichtfamilie und den strengen sozialen Strukturen verpflichtet. Erst als ihre Tochter kommt und Verhaltensregeln igno-



Gesellschaftshierarchien: «The Second Mother».

riert, geraten die alten Gewohnheiten durcheinander. Der brasilianische Film von Anna Muylaert schildert originell und mit schöner Ironie die Absurdität von Gesellschaftshierarchien. ★★★★★

White God — Die ungarische Politparabel ist keine Premiere mehr, verdient aber eine Empfehlung. Weil Mischlingshunde absurd hoch besteuert und deshalb ausgesetzt werden, sind sie zu töten. Auch der dreizehnjährigen Lili wird ihr Hund genommen, und nach Torturen wird er zum Spartakus der Vierbeiner. Der Mix aus «Susi und Strolch», «Lassie» und böser Gesellschaftskritik ist mitreissend. ★★★★★

La isla mínima — Auch dieser spanische Film ist angelaufen. Zwei Kriminaler werden in den Süden Spaniens, ins Marschland, geschickt, um einen Serienmord aufzuklären. Das Meisterstück, das der US-Serie «True Detective» ähnelt, lebt vor allem vom ideologischen Gegensatz der beiden Ermittler. ★★★★★

mit Krabbeltierchen kann; mag er auch im Film zunächst ein Ex-Einbrecher sein (aber nur, um seine Wuseligkeit schon in seiner DNA angelegt zu wissen). Paul Rudd verkörpert in den Klamaukfilmen von Judd Apatow und Co. jenen zappeligen, treuherzig verspielten Grashüpfer, der, im akkurat bürgerlichen Outfit, in die Welt der Missverständnisse frohgemut wie ein unausgeschlafener Taugenichts putzig blinzelt – genau richtig für den Ant-Man.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Jassen mit Doris

Von Rico Bandle

Eigentlich möchten die SRF-Chefs die ländlichen Unterhaltungssendungen am liebsten loswerden. «Die Swissness ist Teufelszeug», hiess es in einem internen Papier, das die *Weltwoche* vor einem halben Jahr publik machte. Der Unterhaltungschef sagte, es gebe «definitiv zu viele Kühe und Alpen im Programm».

Schaltet man jetzt, während des Sommerprogramms, SRF ein, so stösst man zu jeder Tageszeit auf: Jassen, Volksmusik, Kühe, Alpen und nochmals Jassen. Es ist, als versuche SRF den Zuschauern die populären Landsendungen mit einer Überdosis endlich madig zu machen.



«Schon gut»: Leuthard im «Donnschtig-Jass».

Mutter aller volkstümlichen Unterhaltungssendungen ist der 1968 von Kurt Felix erfundene «Samschtig-Jass» und sein sommerliches Pendant, der «Donnschtig-Jass». Seit über dreissig Jahren veranstaltet SRF einmal wöchentlich ein Dorffest, an dem Vertreter von zwei anderen Dörfern darum jassen, wo die nächste Folge stattfindet. Letzte Woche machte die Sendung in Bremgarten Station, mit dabei war Bundesrätin Doris Leuthard, die Rüebli für eine Rüebliorte raffelte, über ihr Treffen mit Barack Obama plauderte, einen Witz erzählte – und natürlich jassete. Vom anwesenden Blödelkomiker Peach Weber sagte die gutaufgelegte Magistratin, den kenne sie schon lange und «der macht das schon gut». Moderator Roman Kilchsperger lief gutge-launt zu Hochform auf wie die 4000 Leute vor Ort, die für eine Wette über 400 Rüebliorten mitgebracht hatten.

Die Sendung erreichte einen Marktanteil von über 40 Prozent – ein fantastischer Wert. Das Teufelszeug, so scheint es, lässt sich beim besten Willen nicht totkriegen.

Donnschtig-Jass: 20.05 Uhr, SRF 1.

Begehrter Schweizer Mann

Internationale Opernsängerinnen und ihre helvetischen Männer; der Boulevardstoff des Sommers? Von *Hildegard Schwaninger*



Heirat: Sängerin Maximova, Agent Gerstel.

Schweizer Männer sind bei internationalen Opernsängerinnen begehrt. Die Bulgarin **Vesselina Kasarova** hat einen (den Juristen **Roger Kaufmann**), die Rumänin **Elena Mosuc** auch (Rechtsanwalt **Christoph Hebeisen**), die Tschechin **Martina Jankova**, die zurzeit bei den Salzburger Festspielen als Susanne in «Hochzeit des Figaro» bezaubert, ebenfalls (den Bundesbeamten **Rudolf Menzi**). Die Römerin **Cecilia Bartoli** ist mit ihrem Kollegen **Oliver Widmer** verheiratet, die Waliserin **Gwyneth Jones** mit dem Schweizer Dirigenten **Adrian Müller**.

Jetzt hat auch die Russin **Elena Maximova** einen Schweizer erobert: **Teddy Gerstel**, den 41-jährigen Opernagenten aus Zürich. Geheiratet worden ist auf dem Standesamt in Zü-



Ehepaar: Bartoli, Kollege Widmer.

rich, auf Schweizerdeutsch und Englisch. In kleinstem Kreis, denn im Hochsommer, als das Jawort gegeben wurde, waren alle in den Ferien. Inklusiv der Trauzeugen war man zu sechst. Für **Teddy Gerstel** ist damit ein Traum in Erfüllung gegangen. Er war schon immer ein Opernfan, schon als Siebzehnjähriger schwärmte er für Koloratur-Königin **Edita Gruberova**. Die Heirat mit einer Operndiva ist jetzt die Krönung seiner Leidenschaft. **Elena Maximova** ist eine schöne Frau, stammt aus Perm, sie ist Ensemblemitglied der Wiener Staatsoper, dort gibt sie im November ihr Debüt als Cherubino in «Le Nozze di Figaro», lange war sie fest am Stanislavski-Theater in Moskau, sie singt in New York an der Met, im Covent Garden in London demnächst die **Carmen**. Gerstel und Maximova haben sich in Amsterdam kennengelernt, sie leben in Wien und Zürich, die Sommerferien verbrachten sie in Stromboli, die Hochzeitsreise ging an die Côte d'Azur nach Saint-Martin.

Bewegt die Scheidung des Paares **Christian Wolfensberger** und **Fiona Hefti** die Schweiz wirklich? Oder war sie nur ein idealer Sommerloch-Füller der Boulevardpresse? Viel Geld ist im Spiel, und **Fiona Hefti** ist eine attraktive Frau – das ist der Stoff, aus dem Klatschkolumnen sind. Der Fall ist schwer zu beurteilen, da **Fiona Hefti** mit den Medien

über ihre Sprecherin kommuniziert. Für eine Ex-Journalistin ein etwas seltsames Vorgehen. Über eine Sprecherin oder einen Sprecher mit den Medien kommunizieren Grosskonzerne (**Novartis**, **Swisscom**, **UBS**) oder Weltstars (**Angelina Jolie**), aber dass eine Ex-Miss Schweiz die Trennung von ihrem Ehemann durch eine Sprecherin der Öffentlichkeit mitteilt, ist für Schweizer Verhältnisse etwas ungewöhnlich.

Wer ist **Fiona Hefti**? Über sie ist kaum etwas in Erfahrung zu bringen. Sie ist – für eine Ex-Miss Voraussetzung – sexy und attraktiv. Lange Beine, lange Haare, eine stets gutge-launte Blondine, immer gut gestylt. Sie ist Freundin des Zürcher Balletts, so trifft man sie manchmal an Ballettpremieren, meistens bringt sie ihre Mutter mit. Eine Zeitlang versuchte sie sich als Journalistin, gab Modetipps in der **Annabelle**, das Gastspiel war aber kurz, ihre Tipps waren etwas bieder, es fehlten Esprit und Originalität. Auch bei der **NZZ am Sonntag**, wo sie arbeitete, hinterliess sie keine grossen Spuren. Hochzeit und Familiengründung mit einem adäquaten Mann waren also für die Zürichberg-Tochter eine klare Option und eine gute Wahl.

Wer ist **Christian Wolfensberger**? Ihn kennt man kaum, denn wie alle Männer, die bei Glencore arbeiten und Millionen scheffeln, ist er sehr diskret. In der Zürcher Society sieht man ihn ab und zu, als schönes Paar zeigten er und seine Frau sich etwa am Zoofäscht. Nicht



Seltsames Vorgehen: Hefti, Wolfensberger, 2013.

verwandt ist **Christian Wolfensberger** mit dem Peach-Property-Clan, zu dem Polospieler **Thomas («Tutti») Wolfensberger** gehört und **Oliver Wolfensberger**, der Spiritus Rector des Kispis-Balls. Der Chirurg **Christoph Wolfensberger**, der – wie der Tropenarzt und Jazzmusiker **Hadi Wolfensberger** – ein Cousin der Peach-Property-Wolfensbergers ist: «**Christian Wolfensberger-Hefti** ist nicht verwandt mit uns. Ich kenne ihn gar nicht.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Zittern und bängen

Die ehemalige Buchhändlerin Elfriede Vavrik, 85, entdeckte die Freuden der körperlichen Liebe spät, doch die Suche nach etwas anderem erforderte sehr viel Mut.



«Seelische Heilung»: Elfriede Vavrik.

Wie es dazu kam: Ich besass die Unverschämtheit, auch im hohen Alter einen Neuanfang zu wollen, doch dieser hatte einen bitteren Beigeschmack. Etwas, was früher mit Kraft und Jugend zu tun gehabt hatte, wurde abgelöst von etwas, was zu Alter und Schonung passte. Ich beschloss, der Spirale des allmählichen Vergehens ein Schnippchen zu schlagen, und so kam es, dass ich mit 79 Jahren die ungezügelter Freuden der körperlichen Liebe entdeckte. Sex erwies sich als Quelle der seelischen Heilung, so war es bei mir in den folgenden Jahren. Dass ich seit meiner zweiten Scheidung vor fast vierzig Jahren darauf verzichtet hatte, erschien mir jetzt als Riesenfehler.

Seelenstrip: Ich suchte über eine Kontaktanzeige einen potenten Partner, der in festen Händen sein sollte, denn eine feste Beziehung wollte ich nicht. Was danach geschah, schrieb ich auf, und mein erstes Buch, «Nacktbadestrand», wurde zu einem internationalen Bestseller, der in sieben Sprachen übersetzt wurde. Fortan hatte ich unzählige Liebhaber, schön war, dass sich meist viele jüngere Männer für mich interessierten, und einmal wollte ein Vater, dass ich seinen 19-jährigen Sohn in die Freuden der Liebe einführe. Dem habe ich sofort die Tür gewiesen. Sogar ein verurteilter Mörder stand bei mir auf der Matte. Bei vielen

anderen war ich gnädiger. Ich wurde angehimmt und verwöhnt. Meine Depression war null Komma plötzlich verschwunden. Fortan hatte ich meist vierzig- bis fünfzigjährige Liebhaber, bei denen klappt alles noch hervorragend. Später fand ich heraus, dass zehn Prozent der männlichen Bevölkerung an Gerontophilie leiden, es ist eine Neigung: Sie fühlen sich zu viel älteren Frauen hingezogen. Dieser Umstand trübte mein Glück aber keineswegs.

Kritik: Nicht alle haben verstanden, dass ich mein ziemlich abenteuerliches Liebesleben derart öffentlich ausbreite und an intimen Details nicht spare. Sex im Alter ist in unserer Gesellschaft eines der wenigen noch existierenden Tabus. Also wurde ich als Hure beschimpft, aber das war mir egal. Wie auch immer: Die Jahre zogen ins Land, manche vergassen mich wieder, für andere war ich die verrückte Sex-Oma. Ich begann mich erneut ein wenig zu langweilen, obwohl es an Lovern nicht mangelte.

Beinbruch: So wurde ich drei Jahre nach meiner Sexkontaktanzeige noch mutiger, und als 82-Jährige war ich nun für das eigentliche Risiko bereit: Eine Liebe wollte ich, die alles andere in den Schatten stellt. Die das ganze Leben zur Nebensache macht und gleichzeitig erstrahlen lässt. Ich wollte um seine Treue zittern und bängen und alles tun, was ich bisher noch nicht getan hatte. Tatsächlich kreuzte Karl meinen Weg, ich war sofort extrem verliebt, und wir schliefen ohne Sex acht Tage lang im selben Bett. Mein Beinbruch war schuld, aber auch, dass ich ahnte, dass aus uns etwas werden könnte. Alles wurde natürlich sehr kompliziert. Karl benahm sich nicht immer gut. Er nannte mich Mutti und verscheuchte meine Freunde. Er wollte mir helfen und ich ihm. Dann zog ich bei ihm ein. Doch es wurde mir zu eng, jetzt bin ich wieder solo und suche weiterhin nach einem Mann, den ich auch lieben kann, der aber – so wie ich – keine enge Bindung will.

Elfriede Vavrik: Badewannentag – Weiblich, 82, sucht die Liebe. Edition a. 192 S., Fr. 29.90

Protokoll: Franziska K. Müller

Mondkälber

Von Andreas Thiel —
Wie wird das Budget gekürzt?



Eveline: Auch wenn ihr mich auf den Mond schiessen wollt – wir müssen das Budget kürzen.

Alain: Was soll das heissen?

Simonetta: Was will sie damit sagen?

Didier: Und was will sie auf dem Mond?

Doris: Vermutlich will sie die erste Bundesrätin auf dem Mond sein.

Simonetta: Diese Ehre gebührt der Bundespräsidentin!

Didier: Darf ich daran erinnern, dass ich der Aussenminister bin? Der Mond liegt ausserhalb der Schweiz und fällt somit in meine Zuständigkeit.

Doris: Ach? Und was ist mit dem Luftraum? Der Mond bewegt sich doch ständig über der Schweiz. Also fällt er wohl eher in die Kompetenz des Bazl.

Johann: Ich schlage vor, ein Staatssekretariat für Mondangelegenheiten zu bilden und es dem Bundesamt für Forschung und Wissenschaft einzugliedern.

Doris: Der Mond ist doch bereits erforscht. Er lebt von Sonnenlicht. Deshalb hat die Versorgungssicherheit oberste Priorität. Das Energiedepartement kümmert sich darum.

Alain: Der Mond ist für alle Schweizer da. Das Sozialdepartement...

Simonetta: Der Mond ist nicht nur für Schweizer da, sondern für alle, die Schutz suchen.

Ueli: Schutz wovor?

Simonetta: Vor der Erde.

Didier: Was treibt die Menschen auf den Mond? Der Krieg, der Klimawandel oder der Euro?

Simonetta: Das ist nicht die Frage. Die Frage ist, wie wir darauf antworten.

Johann: Ich schlage eine Budgeterhöhung für das Staatssekretariat für Mondangelegenheiten vor.

Simonetta: Wir werten es auf zu einem Bundesamt für Mondangelegenheiten.

Ueli: Ich dachte, wir müssen sparen.

Doris: Jetzt kommt der wieder.

Alain: Gerade dir sollte die Sicherheit wichtiger sein als das Budget.

Simonetta: Schau doch, wo wir bei der Landesverteidigung noch sparen können.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Wucht vom roten Schiefer

Von Peter Rüedi



Winzer gehören zu den Leuten, die das Wetter persönlich nehmen. Naturgemäss. Mit dem Jahrgang müssen sie sich arrangieren. Allerdings ist der Weinfreund schlecht beraten, der vorschnell ein sogenannt schlechtes Jahr abschreibt und seine Einkäufe nur nach einer der vielen (meist geschönten) Jahrgangstabellen richtet. Oft genug wird unter der Hand des Könners der Nachteil zum Vorteil.

So gilt 2013 besonders an der Mosel als «schwierig». Verluste von siebzig Prozent der Ernte waren keine Seltenheit. Aber was die Qualität angeht, gelang den besten Produzenten zum Teil Erstaunliches. Die Weine, meint Spezialist Stephan Reinhardt, «sind viel besser, als die Weinmacher selbst zu Beginn glaubten». So ein Wein, für den eine junge Frau in Tritenheim an der mittleren Mosel verantwortlich ist, Alexandra Eifel vom Weingut ihres Vaters Bernhard, eine Vertreterin der neuen (und eben oft weiblichen) Winzergeneration daselbst.

Ihr Riesling vom Schweicher Annaberg, einer der steilsten Lagen an der Mosel überhaupt, ist auf den ersten kühlen Schluck eine hochsommerliche Offenbarung, eine mineralische Wucht von rotschiefrigen Böden, ein trockener Wein mit einem fabelhaften Riesling-Bouquet (u.a. weisse Blüten, nicht zu reifer Pflirsich). Nach einigen heissen Momenten und zusätzlichen Graden im Glas lässt sich dann erahnen, wohin er sich entwickeln wird: zu einem (keineswegs süssen) Wein mit etwas breiterer Hüfte, etwas üppiger im Aromenspektrum und in der Nachhaltigkeit am Gaumen. Das werde ich allerdings kaum erleben. Grosse Rieslinge, auch die ohne Restsüsse, brauchen Zeit, sagen Kenner. Mich überwältigen sie in ihrer wilden, frischen, ungestümen Jugend. Eifels «Annaberg» kommt übrigens von wurzelechten, also ungepfropften alten Reben. Nicht dass ich beurteilen könnte, was im Geschmack den Unterschied zwischen einem Direktträger und einer auf reblausresistenter Unterlage gezogenen Rebe ausmachen würde. Alexandra Eifels Resultat jedenfalls überzeugt mich restlos.

Weingut Bernhard Eifel: Riesling Schweicher Annaberg (Mosel). Der Wurzelechte vom roten Schiefer. 2013. 12%. Felsenkeller, Schaffhausen. Fr. 29.50, bis Mitte August Fr. 25.–. www.felsenkeller-sh.ch

Das Beste aus Japan

Im «Sala of Tokyo» wird die japanische Küche sanft, aber gekonnt modernisiert. Von David Schnapp



Geschmacklich hochstehend: japanisches Menü, Wirt Lorenz Muster.

Es gehöre zu den besten seiner Art in der Schweiz, schreibt die NZZ. «Japantastisch», titelt der *Züritipp*. Das «Sala of Tokyo» existiert seit 1981, es ist eine Institution für japanisches Essen in der Schweiz und galt zeitweise gar als bestes Japanrestaurant Europas. 2013 übernahm der Berner Lorenz Muster das «Sala of Tokyo» von Ernst Ruch und der mittlerweile verstorbenen Sala Ruch-Fukuoka. Muster, Absolvent der Hotelfachschule Lausanne und ehemaliger Sous-Chef von Rico Zandonella, hat in Japan nicht nur die Sprache, sondern auch die Philosophie der Küche gelernt.

Wir besuchen das «Sala» für eine Sonderveranstaltung, wo ein Kaiseki-Menü mit einer Sake-Degustation kombiniert wird. Für den japanischen Reiswein, der eigentlich eher ein hochprozentiges Bier ist, ist ebenfalls ein junger Schweizer mit Fernostaffinität zuständig: der Japanologe Marc Nydegger. Er empfiehlt Sake nicht nur zu Gerichten wie Otonashi, einem Eierstich, der hier mit Hummer serviert wird, sondern auch zum guteidgenössischen Fondue und anderen Käsespeisen.

Wir müssen das bei Gelegenheit versuchen, wenden uns jetzt aber einer dreiteiligen Vorspeise zu, bei der eine langsam gekochte Abalone neben einer frischen Auster mit Ponzu-Gel, Limette, Gurke und Junsai (eine Wasserpflanze) liegt. Und da ist auch noch ein

Stück marinierte Foie gras mit Pflaumengel (Umeboshi). Nun ist die Foie gras nicht gerade ein klassisches japanisches Produkt, aber sie passt ausgezeichnet zum Sake. Lorenz Muster erweitert mit sanften Eingriffen hie und da die traditionellen Gerichte gekonnt.

«Schnupperstift» der japanischen Küche Zum Carpaccio vom Toro beispielsweise, dem fetten Thunfischbauch, gibt es ein Algeneis, und das japanische Wagyu-Rindfleisch der höchsten Marmorierungsklasse wird in Panko-Mehl knusprig gebacken serviert und mit Onsen-Ei und Frühlingszwiebeln zeitgemäss angerichtet. Obwohl Muster zwei Jahre in Japan gelebt und gearbeitet hat, bezeichnet er sich selbst, was die japanische Küche angeht, als «Schnupperstift». Das ist nicht mal Koketterie, wenn man weiss, dass eine Ausbildung zum Sushi-Meister rund zehn Jahre dauert, und man sich im ersten Jahr schwerpunktmässig mit dem Waschen des Reises beschäftigt.

Aber die sanften Eingriffe in die traditionellen Gerichte gelingen Muster und seiner Küchencrew erfreulich gut, das Kaiseki-Menü bleibt über zehn Gänge geschmacklich hochstehend und immer interessant.

Sala of Tokyo, Limmatstrasse 29, 8005 Zürich; Telefon 044 271 52 90. Sonntags und montags geschlossen.



Auto

Espresso inklusive

Japan mag das Land des grünen Tees sein. Aber wer einen Suzuki Vitara fährt, hat schwarzen Kaffee im Gepäck. *Von David Schnapp*

Japan ist ein grossartiges Land. Ich war noch nie da, aber ich stelle es mir grossartig vor. Allein schon die Erhabenheit der japanischen Küche (s. «Zu Tisch», Seite 64), die Geschichte der Samurai, wie man sie aus Filmen kennt, oder die Eleganz einer Teezeremonie, bei der man vom blossen Zuschauen in einen zenbuddhistischen Zustand versetzt wird. Für so eine Teezeremonie – und auch für ein authentisches japanisches Abendessen – muss man mittlerweile, Globalisierung sei Dank, nicht mal mehr nach Tokio fliegen. Es gibt in Europa genügend sehr gute japanische Restaurants.

Suzuki Vitara Sergio Cellano Top Diesel 4x4

Leistung: 120 PS, Hubraum: 1598 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h
Preis: ab 36 490 Franken



Auch wenn ich noch nie in Japan war, in japanischen Autos war ich schon oft. Manche sind so eigenwillig wie eine Teezeremonie. Zum Beispiel ein Suzuki, «die kompakte Nummer eins» (Werbung). Das sind grossartige Autos, die alles haben, was man braucht, aber von nichts zu viel. Ich fuhr den neuen Vitara in der Schweizer Sondervariante Sergio Cellano. Bei solcher gibt es ein paar optische Veränderungen, zwei zusätzliche Jahre Werkgarantie (insgesamt fünf Jahre), aber den Clou findet man hinten links im Kofferraum: eine zylinderförmige Vorrichtung, aus der sich unterwegs zwei Espressi ziehen lassen; eine Kaffeemaschine, so kompakt und einfach zu bedienen wie ein Suzuki.

Niemand dreht durch

Mein Vitara fiel zunächst durch seine quietschfidele Lackierung in «Atlantis Turquoise Pearl Metallic» (Deutsch: grün-blau) auf, und sobald ich damit unterwegs war, fiel er durch ein auf Komfort gebautes Fahrwerk und einen erfreulich laufigen Turbodieselmotor weiter positiv auf. Mit 1,5 Liter Hubraum und 120

PS reisst man zwar keine Strassen auf, aber weil das kompakte SUV ein sehr übersichtliches Format hat und auch bloss 1435 Kilogramm schwer ist, reicht die zur Verfügung stehende Kraft gut für entspanntes Vorankommen.

Entspannt im Zürcher Oberland

Im Gewicht inbegriffen ist neben dem Kaffee auch ein ausgezeichnetes Allradsystem mit vier Fahrmodi. Es schaltet beispielsweise automatisch von Front- auf Allradantrieb, falls ein Rad durchdrehen sollte. Ansonsten wird aus Effizienzgründen nur die Frontachse angetrieben. Im Sportmodus wiederum wird Allrad für beste Kurvenstabilität genutzt, und auf Stufe «Snow» tut die Elektronik alles, damit nichts und niemand durchdreht oder ins Rutschen gerät. Das habe ich natürlich jetzt im Hochsommer nicht selbst ausprobiert, aber so steht es geschrieben (im Prospekt). Im Alltag bedeutet das im Prinzip einfach, dass einem der Vitara ein sicheres Gefühl vermittelt. Er fühlt sich in der Stadt ebenso angenehm an wie auf Landstrassen und Autobahnen.

So gondelte ich im Vitara entspannt durch den Aargau oder ins Zürcher Oberland, und wenn ich vor lauter Entspannung etwas müde wurde, hielt ich kurz an, öffnete den Kofferraum und nahm das Kaffeeding hervor.



«Sonst fällt das System zusammen»: Mikrokreditgeber und Bankpräsident Fanconi, 48.

MvH trifft

Peter Fanconi

Von Mark van Huisseling — Nicht jeder macht Ferien – der Chef einer Mikrokredit-Bank erklärt, wie Kleinstkredite für Arme funktionieren.

Wie erklärst du deiner fünfzehnjährigen Tochter, was du von Beruf machst?» – «Am einfachsten, indem ich darlege, dass es auf der Welt viele Leute gibt, die nicht privilegiert sind – eine Milliarde lebt unter der Armutsgrenze. Und dass man ihnen mit kleinsten Geldbeträgen helfen kann. Wir vermitteln zwischen Regierungen und Investoren, die bereit sind, Kredite zu geben ohne Sicherheiten, sowie Menschen, die ohne Mikrokredit keine Möglichkeit haben, eine Existenz aufzubauen.» – «Weshalb investiert man in Microfinance – geht es um Rendite, Diversifikation oder darum, das schlechte Gewissen zu beruhigen?» – «Es geht um alle diese Punkte, je nachdem, wer der Investor ist. Für den Portfoliomanager einer Bank steht wahrscheinlich die interessante Rendite an erster Stelle. Privatanleger gewichten die soziale Komponente stärker. Und die öffentliche Hand, die Uno oder die Weltbank etwa, haben das Ziel, Entwicklungsländern eine bessere

Zukunft zu ermöglichen. Aber Impact Investing, wie man dem auch sagt, ist nicht mit Philanthropie zu verwechseln, wir machen keine Entwicklungshilfe im klassischen Sinn.»

Peter Fanconi, 48, ist CEO und Verwaltungsrat von Blue Orchard, einer der weltweit bedeutendsten Mikrokredit-Organisationen (*NZZ am Sonntag*) mit Sitz in Genf und, unter anderem, Büros in Zürich. Unter Mikrokredit versteht man Kleinstkredite, die an Unternehmer – zirka siebzig Prozent davon Frauen – in Entwicklungsländern vergeben werden; oft handelt es sich um Beträge unter tausend Dollar. Der Leistungsausweis der Branche sei gut, stand in der *NZZ am Sonntag* weiter, die Rendite liege substanziell über der von Geldmarktanlagen. Zuvor war Fanconi Private-Banking-Chef von Vontobel, einer Zürcher Privatbank. Seit vergangenen Jahr ist er zudem Präsident der Graubündner Kantonalbank. Kommenden Oktober erscheint das Buch «Small money, big impact –

Eine Anleitung zu Mikrofinanz und Impact Investing», das er mitgeschrieben hat (Verlag NZZ Libro). Fanconi ist verheiratet, hat eine Tochter und lebt bei Zürich; wir sind miteinander bekannt.

«Die durchschnittliche Rendite von Microfinance-Anlagen liegt bei drei bis vier Prozent – nicht schlecht, aber auch nicht besonders gut...» – «Bei uns verdienen Investoren etwas über vier Prozent netto – im heutigen Umfeld [niedrige Zinsen, Anm. d. Red.] ist das ziemlich attraktiv, darum steigt auch das Interesse. Und es ist eine Anlage, die nicht korreliert.» – «Was heisst das?» – «Sie ist unabhängig von Aktien- oder Obligationenmärkten. Wenn beispielsweise eine Mutter von fünf Kindern in Kambodscha eine kleine Backstube betreibt, ist es, salopp gesagt, für ihr Business nicht relevant, ob es einen Grexit [Ausscheiden Griechenlands aus dem Euro] gibt.» – «Kann man auch mit, sagen wir, 20 000 Franken in Microfinance investieren?» – «Absolut, ja. Über einen kotierten Fonds von uns oder einem Wettbewerber; es gibt verschiedene Möglichkeiten in der Schweiz.»

«Sind Mikrokredite gut für die Armen – oder bloss weniger schlecht als andere Modelle?» – «Nein, die Wirkung ist tatsächlich beeindruckend. Arme Menschen haben keine Sicherheiten, das schliesst Bankkredite aus. Sie hätten nur die Möglichkeit, zu einem *loan shark*, Wucherer heissen die bei uns, zu gehen, die gibt es in der Dritten Welt überall. Das ist aber meistens der Untergang, weil astronomisch hohe Zinsen bezahlt werden müssen. Die einzige Alternative sind Microcredits. Und die Tatsache, dass unsere Ausfallrate deutlich unter einem Prozent liegt – also die, die ihren Kredit nicht zurückzahlen –, zeigt, dass es funktioniert. Das ist deutlich niedriger als bei jeglichen Kreditaktivitäten zum Beispiel in der Schweiz. Und das seit fünfzehn Jahren.» – «Die Zinsen, die Kreditnehmer zahlen, sind nicht ganz niedrig, zirka zwanzig bis dreissig Prozent.» – «Das ist so, aber man kann es nicht vergleichen [mit Schweizer Zinsen]. Die Inflation ist in manchen Ländern enorm hoch und die Kosten ebenso – wenn zum Beispiel ein indonesischer Bauer einen Kredit von 500 Dollar bekommt, muss ein Investment Officer einmal in der Woche mit seinem Tuk-Tuk zu ihm aufs Land fahren, um zum Rechten zu sehen und den Zins abzuholen. Das ist das Verrückte in diesem Geschäft: Man kann es nicht halb machen, man muss es richtig machen, sonst fällt das System zusammen.»

«Du warst Private-Banking-Chef von Vontobel – ist das, was du jetzt machst, ein Auf- oder Abstieg?» – «Das kommt auf die Perspektive an. Für mich ist es ein Umstieg. Und eine konsequente Weiterführung von dem, was mich als Banker schon immer interessierte: dass alle Gewinner sind. Meine Motivation, dafür viel zu arbeiten, ist weiter gross.»

Sein liebstes Restaurant: «Hotel Albrici», Ristorante-Pizzeria, Puschlav, Tel. 081 844 01 73

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20			21		22			
			23		24				25	26				
27		28					29		30			31		32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53									54				



Lösungswort — Gedankenlos in der Leere

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Mühsames Tun für erspriessliche Ernte. 7 So gefallen Angestellte dem gestrengen Chef. 12 Der Geist spukt auch im Walworth Castle. 15 Die Hose ist als solche kaum zu erkennen. 16 Versprochen ist versprochen – gilt für sie absolut. 17 Besagt, dass das Design fertig ist. 18 Ist's höchste Zeit, ist's zum ändern nicht weit. 19 Ihm fehlt nur ein klein wenig, um erster zu sein. 20 Einst Zweistromland, heute umkämpfter Staat. 22 Knocking on Heaven's ... – Dylan lässt grüssen. 23 Staat: statt Monarchie längst Theokratie. 25 Die Seele baumeln lassen – etwa in der Provence. 27 Pachten war gestern, zeitgemäss ist es. 30 Die Torte kann nur aus jener Stadt stammen. 33 Statt Wasserfall Wesfall des Donau-Zuflusses. 34 Ihre Scherenbeine gefallen dem Feinschmecker. 37 Ganz für Gourmets, die Gans – et voilà. 39 Beate in einer Variante. 40 Das Hexagramm kann man auch so sehen. 42 Bibel: Stammvater der riesenhaften Anakiter. 45 Er ist halt so einer und grüsst die Leute von oben herab. 47 Wo bei Bahr und Krenz Übereinstimmung herrscht. 48 Buchstäblich Cornelias Alter Ego. 50 Der Bildschirm, das war einmal. 51 Eine seiner Besonderheiten: der fehlende Rückenschlitz. 52 Namentlich schwedisch und königlich. 53 Das Palindrom passt zur Karenina. 54 Nordostitalien: Die Provinz heisst wie die Stadt.

Senkrecht — 1 Sie verspricht Lockerung, der Boden dankt es. 2 Bei ihm geht's vom Obst zum Prost. 3 Zuerst der Schreck, darauf sie. 4 Mineralische Masse mit eigenwilliger Zusammensetzung. 5 Einleitung einer bevorzugten Alternative. 6 Bene – wohlge-merkt, da fehlt etwas. 8 Einen Bogen machen ist eine Variante. 9 Der dem Nerd völlig fremde Speicher. 10 Wenn man redet, wie einem der Schnabel gewachsen ist, kommt das heraus. 11 Wird ganz ohne Begründung in Kürze gegründet. 13 Solche Männer erscheinen manch einem herrisch. 14 Ein Bein kann damit nicht gehen. 21 Zur Wahl steht auch der Wal, Hauptsache er ist jung. 24 Einer der malt, wie es Blocher gefällt. 26 Manche sind so, ändern geht's so. 27 Sie erlaubt einem, Dinge zu tun, die man sonst nicht tun darf. 28 Machen Kinder und Künstler gerne. 29 Sie steht in Wirklichkeit hinter Elizabeth. 31 Es ist beim Draufgänger kaum vorstellbar. 32 Vorausgesetzt dass, ist es dann das. 35 Eine Sultanine gibt sich britisch. 36 Jägerlatein für ein spezielles Schwein. 38 Sie äussert sich mit einem spöttischen Lächeln. 41 Kein Produkteines Zauberruhns, sondern ein Küchengerät. 43 Mit ihr geht's fließend vom Ladogasee in die Ostsee. 44 Wo Tschai-kowski eine Weile lebte. 46 Ungebleicht und nicht verdeutscht. 49 Wie es gefällt: Papagei oder Sternbild oder Fluss (Spanien).

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 428

	L	A	N	G	L	A	N	G		R	A	N	D	
E	A	U		L	E	D	E	R	H	O	S	E		S
P	O	T	P	O	U	R	R	I		S	T	A	S	I
I	S	O		S	T	E	I	N	B	E	R	G	E	R
N		M	O	S	E	S		S			O	H	N	E
A	G	A	P	E		S	E	E	L	E	N		A	
Y	E	T	I		N	A	R	N	I		O	K	T	O
R		A	M	A	T	I		S	O	M	A		R	
T	A	E	T	I	G		W	E	T	Z	I	K	O	N
A	U	G	E	N	G		L	A	S		A	N	A	P
N	N	O		U			N	L	L		D	A	T	
G	B	N	O	S	S	E		L		J	O	U	L	E

Waagrecht — 1 LANGLANG (chin. Pianist) 8 RAND (ist auch ein Garnmass) 11 EAU (plate, franz. f. [stilles] Wasser) 12 LEDERHOSE 14 POTPOURRI 15 STASI 17 (B-) ISO (-n) 18 STEINBERGER 19 MOSES (auch Name f. Schiffsjunge, heute vor allem Azubi) 21 OHNE 22 AGAPE (christl. Wort f. göttl. Liebe) 24 SEELEN 27 YETI 28 NARNI 29 OKTO (-gen) 32 AMATI (Fam.name von berühmtem Geigenbauer; it. f. Geliebte Pl.) 34 SOMA 36 TAETIG 38 WETZIKON 41 AUGENGLAS (österr. f. Brille) 42 ANAPA 43 NNO 44 NELL 45 DAT (-tel) 46 GENOSSE 47 JOULE

Senkrecht — 1 LAOS 2 AUTOMAT (von lat. automatus, aus eigenem Antrieb handelnd) 3 GLOSSE LEUTE 5 ADRESSAT 6 NERI (rein) 7 GRINSEN 8 ROSE 9 ASTRONOMIN 10 NEAGH 11 EPINAY 13 SIRE 16 SENAT 20 OPIATE 23 GERAUNE 25 (Radio) ERIWAN 26 LIST 28 NAGG 30 KAKADU 31 ORNATE 33 MINUS 35 OZALJ 36 TANG 37 EGON 39 ESEL 40 OPAL

Lösungswort — GARTENANLAGE



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

JETZT ATTRAKTIVE RENDITEN SICHERN.



ATTRAKTIVE RENDITEN



FLEXIBLE LAUFZEITEN



MONATLICHES EINKOMMEN

Mit CreditGate24 erzielen Sie voraussichtlich zwischen 3% und 7% Rendite auf Ihre Geldanlagen und das bei flexiblen Laufzeiten! Investieren Sie in ausgewählte Kreditprojekte und unterstützen so zielgruppengenau, z.B. KMU, Selbständig-erwerbende, Unternehmer oder Private. **Be part of it: www.creditgate24.com**

CreditGate24